



# Leseprobe

Stefan Heym

## Nachruf

---

»Sowohl Zeitdokument eines  
Zeitzeugen wie Anschauungsbuch  
intellektueller Moral.« *Frankfurter  
Rundschau*

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



---

Seiten: 944

Erscheinungstermin: 12. März 2018

Lieferstatus: Lieferbar

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

---

## Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

Stefan Heym (1913-2001) ist eine Jahrhundertfigur. Sein Leben war aufs Engste mit der Geschichte des 20. Jahrhunderts verwoben: Er floh vor den Nationalsozialisten, wurde in die USA eingebürgert, unterstützte die amerikanischen Invasionstruppen bei der psychologischen Kriegsführung, übersiedelte 1953 in die DDR und leistete trotzdem Widerstand gegen die SED. »Nachruf« ist die mitreißende Lebenserzählung eines deutschen Juden und linken Utopisten und das bewegende Dokument eines der streitbarsten Schriftsteller der Nachkriegsliteratur.



### Autor

## Stefan Heym

---

Stefan Heym, 1913 in Chemnitz geboren, floh vor der Nazidiktatur nach Amerika, verließ das Land in der McCarthy-Ära und lebte von 1952 an in der DDR. Seine Kritik an den dort herrschenden Verhältnissen machte ihn zur Symbolfigur. Als Romancier und Publizist wurde er international bekannt. 1994 eröffnete er mit einem engagierten Plädoyer für Toleranz als Alterspräsident den Deutschen Bundestag. 2001 starb er auf einer Vortragsreise in

Israel. »Nachruf« ist nach »Ahasver« die zweite Wiederveröffentlichung des großen Schriftstellers und unbeugsamen Regimekritikers Heym bei Penguin.

STEFAN HEYM, 1913 in Chemnitz geboren, floh vor der Nazidiktatur nach Amerika, verließ das Land in der McCarthy-Ära und lebte von 1952 an in der DDR. Seine Kritik an den dort herrschenden Verhältnissen machte ihn zur Symbolfigur. Als Romancier und Publizist wurde er international bekannt. 1994 eröffnete er mit einem engagierten Plädoyer für Toleranz als Alterspräsident den Deutschen Bundestag. 2001 starb er auf einer Vortragsreise in Israel. *Nachruf* ist nach *Ahasver* die zweite Wiederveröffentlichung des großen Schriftstellers und unbeugsamen Regimekritikers Heym bei Penguin.

*Stefan Heym in der Presse:*

»Heym war die bekannteste Unperson der DDR.« *BZ*

»Ein leidenschaftlicher Erzähler.« *Neue Zürcher Zeitung*

»Heym zählt zu den großen Autoren des 20. Jahrhunderts, der zwischen den Welten wanderte, der immer zwischen den Stühlen saß und der diesen unbequemen Platz als den ihm gemäßen letztlich schätzen gelernt hat.«  
*Westfälische Rundschau*

»Stefan Heym ist neben Franz Fühmann so etwas wie ein Maßstab für unsere vater- und vaterlandslose Generation geworden.« *Klaus Schlesinger*

»Ein glänzender Beobachter und unbestechlicher Zeuge der  
Zeitgeschichte.« *Die Welt*

»Heyms Lebensleistung: Er ist ein Zeuge des Jahrhunderts, der sich nie auf die Zuschauerrolle beschränkt hat.« *Hamburger Abendblatt*

*Außerdem von Stefan Heym lieferbar:  
Ahasver*

Besuchen Sie uns auf [www.penguin-verlag.de](http://www.penguin-verlag.de) und Facebook.

# 1

Natürlich gibt es das nicht, ich weiß. Kein Neugeborenes ist, kaum daß es den ersten Schrei ausgestoßen, bewußter Beobachtung fähig. Es mag Bewegungen in seiner Umgebung bemerken, Licht, Schatten. Aber Gestalten unterscheiden, Stimmen, Worte?

Dennoch findet sich in seinem Gedächtnis, als erstes Bild des Films, den ein jeder mit sich herumträgt: wie er der jungen Mutter in den Arm gelegt wird, und die Wärme des Arms, der ihn nun umfängt, die Geborgenheit – das Gefühl, das er immer wieder suchen wird sein Leben lang. Und dazu die freudig trompetende Stimme des Arztes, des Dr. Götz: »Ein Jungchen! Ein sehr schönes Jungchen!« Der Dr. Götz hat Lachfältchen im Gesicht, die lose Haut unterm Kinn ist gleichsam aufgespießt auf den Ecken des gestärkten Hemdkragens, die wulstigen Lippen sind in die Breite gezogen.

Es war eine Erstgeburt, vorgenommen im Schlafzimmer der Wohnung im zweiten Stock des Hauses Kaiserplatz 13 in der sächsischen Industriestadt Chemnitz; vom Fenster aus hat man die Sicht auf das Frühlingsgrün der Bäume auf dem Kaiserplatz. Der Arzt mag Komplikationen erwartet haben, die junge Frau ist eher zierlich gebaut, aber die Geburt verlief normal: ein schönes Jungchen, ein braves Jungchen, nur ein Mädchen hätte es werden sollen, wie das Jungchen später erfuhr, sogar den Namen hatte es schon, Helene, nach der verstorbenen Mutter des Vaters, des Kaufmanns Daniel Flieg aus der kleinen Stadt Schrimm in der Provinz Posen; nun wird notgedrungen aus Helene ein Helmut, und wenige Tage später wird er, wie sich's gehört, beschnitten, vom Lehrer Sommerfeld und mit dem Daumennagel, knips, ab.

Das Haus Kaiserplatz 13 existiert nicht mehr. In meinem Besitz befindet sich ein Photo von S. H., darauf steht er, in amerikanischer

Uniform, vor den Resten seines Geburtshauses, der Vorderwand mit den hohlen Fenstern und den schwärzlich angesengten, ehemals roten Ziegeln. Er steht da breitbeinig, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, die Kappe schief auf dem Schädel. Ein Sieger?

Ich weiß noch, was ihm durch den Kopf ging. Daß alles ganz anders war als erwartet, und war dies wirklich die Rückkehr, die Rückkehr zu den Wurzeln? Da war nicht nur der Krieg gewesen, der die Bäume auf dem Platz geknickt und das Haus zertrümmert hatte bis hinein in das Souterrain vorn rechts, wo der Schuhmacher Bernhardt immer gesessen hatte unter seiner weißen Glaskugel, die Holzstifte zwischen den Lippen; auch die Proportionen hatten sich verändert, waren geschrumpft. Aber wenn er die Augen schloß, waren sie alle wieder da, die Bilder der Kindheit, die aus ihm unerfindlichen Gründen stets in Sonnenlicht getaucht waren. Also ein glückliches Kind?

Der amerikanische Soldat vor der übriggebliebenen Vorderwand des Hauses Kaiserplatz 13 schüttelt den Kopf, zuckt die Schultern und geht.

Wie groß die Freude des Kaufmanns Daniel Flieg über die Geburt des Stammhalters gewesen ist, läßt sich schwer sagen; er war ein Mensch, der seine Emotionen selten zeigte, und seinen Kindern gegenüber fast nie. Er muß vieles in sich hineingeschluckt haben, verdrängt, wie man heutzutage sagt, und wenn er des Abends stundenlang in der Sofaecke saß, den Brockhaus auf dem Knie, doch ohne die Seite zu wenden, spürte der kleine Sohn plötzlich die Fremdheit des Mannes, die nicht zuließ, daß man ihm auf den Schoß kroch und sich anschmiegte an ihn. Daniel Flieg war ein Pflichtmensch, mit preußisch-gerader Haltung; auf Sonntagsspaziergängen wurde Helmut durch die nach hinten gedrehten Ellbogen der Spazierstock geschoben; der Stock, waagrecht gegen das Rückgrat gepreßt, zwang zu aufrechtem Gang, Kopf hoch, Junge, Brust heraus. Das war dem Jungen nicht einmal unangenehm, und er hatte ja auch nichts einzuwenden gegen eine gute körperliche Haltung; untergründig lag darin, daß man rechtzeitig etwas tun mußte gegen den krummen jüdischen Rücken.

Aber die Pflicht, die zu erfüllen war, war nicht nur eine preußische; sie war jüdisch ebenso, denn sie war Pflicht vor allem der Familie gegenüber. Früh schon war dem Kaufmannslehrling Daniel Flieg durch den Tod seines Vaters, Abraham hatte er geheißsen, und den bald darauf folgenden Tod der Mutter die Sorge um die Geschwister auferlegt worden, ihrer sieben an Zahl, darunter fünf Mädchen, die alle der Reihe nach unter die Haube gebracht werden mußten: Recha (vergast), Linka (vergast), Dora (emigriert), Regina (vergast), Liesel (emigriert). Ohne eigenes Verschulden war der Kaufmannslehrling Daniel Flieg also in die Rolle des Milchmanns Tewje aus Anatevka geraten, in eine Rolle, der er sich nicht entzog, das wäre undenkbar gewesen, und um deretwillen er die Verse verkümmern ließ, die sich in seinem Kopfe bildeten, und seine Phantasie abschnürte, der nachzuhängen ihm gegeben war. Oh nein, die Mädchen wurden verheiratet, eine nach der anderen, und je jünger die Schwester, desto höher stand der Erkorene im bürgerlichen Leben: die Älteste bekam einen, der nicht viel mehr als ein Schnorrer war, ein seelensguter Mensch und später besonders geliebt von dem Knaben Helmut; die jüngeren wurden Rechtsanwältin und Notarin gegeben, der reicheren Mitgift entsprechend. Im tiefsten Innern muß Daniel Flieg die Familie gehaßt haben, deren Patriarch er schon in jungen Jahren war; der Knabe Helmut hatte ein Gespür dafür, auch wenn ihm nicht sofort bewußt wurde, was der Blick bedeutete, die Handbewegung, mit der sein Vater die Tanten empfing, die nun ihrerseits den Kronprinzen mit bewunderndem Jauchzen begrüßten: Ach, was für ein hübsches und begabtes Kind!

Schrimm lag in der Provinz Posen, die Provinz Posen war preußisch, ihre Juden daher deutsche Juden. Aber die russische Grenze lag doch sehr nahe, so nahe, daß der Schatten der Deklassierung auch auf die Schrimmer Juden fallen konnte: waren sie nicht doch vielleicht ostjüdisch eingefärbt? Ostjude aber hieß speckiger Kaftan, Singsang-Stimme, mit den Händen reden, Körpergeruch, faule Geschäfte, hieß verachtet werden von den Goyim, den Ariern, wie sie sich bald nennen sollten. Wollte man das abschütteln, dieses Stigma, wollte man anerkannt werden als Deutscher und als Patriot, so mußte man fort aus dem Posenschen; je weiter nach Westen man

ginge, desto besser würde man die Schwestern versorgen, den jüngeren Brüdern die Bahn brechen können für eine solide Zukunft.

Also kam Daniel Flieg, der inzwischen ausgebildet und sich als kaufmännischer Vertreter etabliert hatte, nach Chemnitz in Sachsen, welches mit seiner aufstrebenden Industrie – Textil, Maschinenbau – weit genug von den östlichen Einflüssen entfernt lag, um Fragen bezüglich der Schrimmer Herkunft nicht aufkommen zu lassen, und welches ihm Gelegenheit bot, Fuß zu fassen, sich zu entwickeln, den Schwestern und Brüdern zu helfen, solange sie seine Hilfe brauchten, um dann, endlich, sich selber leben zu können. Die Gelegenheit war eine Einheirat.

Ich weiß nicht, wer sie zusammenführte, den jungen Kaufmann Daniel Flieg und das Mädchen Elsa, einzige Tochter des Harry Primo, des Junior-Chefs der Firma B. Eisenberg & Sohn, Strumpf- und Wirkwaren, ob es der Zufall war, oder gemeinsame Bekannte, oder gar ein Heiratsvermittler; ihr Sohn Helmut hatte eine merkwürdige Scheu vor derart Fragen an die Eltern; und auch in späterer Zeit, da S. H., Verfasser mehrerer erfolgreicher Romane bereits, schon aus professioneller Neugier hätte nachforschen müssen, vermied er das Thema in seinen Gesprächen mit der Mutter. Aus welchen Gründen auch immer, das Liebesleben der Eltern war ihm tabu; er hat sich, mit einer Ausnahme, über die zu berichten sein wird, stets abgewandt, wenn ein Stück nacktes Fleisch von Vater oder Mutter ihm ins Blickfeld geriet.

Das Mädchen Elsa, oder Else, wie sie sich dann nannte, war von ganz eigenartiger Schönheit. Das mag, vom Sohne geschrieben, übertrieben klingen, aber die Rötelseichnung, die der Maler Weinheimer von ihr angefertigt hat und die dann von den Nazis fortgeschleppt und wahrscheinlich vernichtet wurde, beweist es. Das Bild zeigte ihre sanften Augen, ihre weichen Züge, eine mittelhohe, leicht geschrägte Stirn über gerundeten Brauen, Lippen und Mund wohl proportioniert, ein kleines Kinn mit Grübchen, gutgeformte Ohren, deren eines ein wenig abstand, und dunkles, gewelltes Haar. Und dann, S. H. unvergeßlich, war da die Stimme, die weder zu tief noch zu hoch lag und die er nie, hier ist seine Erinnerung zuverlässig, in schrillum Ton oder überlaut gehört hat. In seinem Film sieht



er den Kleinen – sechs wird er gerade geworden sein und trägt den Schulranzen auf dem Rücken – wie er die Treppe zur zweiten Etage hinaufeilt, sieht in der Wohnungstür oben, vom Licht angestrahlt wie ein Engel, die Mutter, die ihn erwartet, und wie sie die Arme breitet und ihn zu sich nimmt und er sich an ihren Leib preßt.

Als der Kaufmann Daniel Flieg, zweiunddreißig Jahre alt, die zwanzigjährige Elsa Primo heiratet, ist der alte Eisenberg noch am Leben, der Gründer der Firma, die ihre bescheidenen Büroräume in einem Eckhaus der Moritzstraße hat, ein paar Schritte außerhalb des früheren Befestigungsringes der Stadt. Urgroßvater Eisenberg trug, an schwarzem Band, einen Klemmer auf der Nase; auch besaß er eine laut tickende Taschenuhr, die an zwei über den Bauch geschwungenen Teilen einer goldenen Kette hing und deren Deckel, auf einen Druck des Daumens hin, schnalzend aufsprang und den Blick auf das Zifferblatt und die beiden verschnörkelten Zeiger freigab. Außerdem roch der Urgroßvater immer so angenehm – nach Alter, dachte der Kleine, aber es dürfte wohl ein Eau de Cologne gewesen sein – und hatte in seiner Westentasche eine silberne Schnupftabakdose, die aber keinen Tabak enthielt, sondern eine Auswahl von Honigbonbons. Der Urgroßvater saß in einem Lehnstuhl aus Rohrgeflecht auf dem Balkon der Wohnung seiner Tochter Jenny, der Frau Primo, und lachte, wenn er den Urenkel aufs Knie nahm. Eigentlich lachte er immer, was der Kleine als sehr lustig empfand und als ebenso angenehm wie den Altmännerduft und die Stimme, die etwas heiser war und, soweit er es beurteilen konnte, voller Güte. In den Balkonkästen der Großmutter wuchsen rote Pelargonien, die einen rosigen Schein auf das Gesicht des Urgroßvaters warfen. Sie blühten dort auch noch, als der alte Mann nicht mehr auf dem Balkon saß und die Schnupftabakdose und die Taschenuhr im Schrank hinter Glas lagen. Und dann blühten sie nicht mehr, denn die Großmutter Jenny war tot: der erste Fall von Selbstmord in der an Selbstmördern reichen Familie des S. H.

Das Haus Kaiserplatz 13, das im Film des S. H. als Kulisse seiner ersten Jahre dient, hatte ein Parterre mit zwei Wohnungen, eine davon die des Hausbesitzers, des Schuhmachers Bernhardt, und drei Eta-

gen mit je einer größeren Wohnung, und ein viertes oder Mansardengeschoß mit mehreren kleinen Wohnungen für die ärmeren Leute. Aber auch bei den drei Haupttagen war die Miete gestaffelt, und zwar von unten nach oben billiger werdend; die der Fliegs, im zweiten Stock, lag also genau in der Mitte. Der kleine Helmut jedoch beneidete die Jungen aus dem Mansardengeschoß, denn diese durften barfuß durchs Treppenhaus und über den Hof patschen, während er allzeit Schuhe anhaben mußte; schmutzige Füße mit breit gefächerten Zehen galten ihm als Inbegriff erstrebenswerter Männlichkeit, und das kurzgeschorene, stachlige Haar dieser Jungen zog er der eigenen, vom Friseur Peters geschnittenen Pony-Frisur, einer frühen Version der Brechtschen Haartracht, bei weitem vor. Mädchen gab es, soweit ich mich entsinnen kann, im Hause Kaiserplatz 13 keine; sollten doch welche dort gelebt haben, so galten sie Helmut jedenfalls noch nicht als Wesen einer anderen Gattung. Doch nicht nur Schuhe und Frisur erzeugten ihm Unbehagen, die ganze Kleidung jener Zeit war dazu angetan: die an den Schultern zerrende, Leibchen genannte Baumwollweste, an der die Strumpfbänder aus Gummi befestigt waren, die wiederum die Strümpfe hochhielten; die kurzen Hosen, deren Saum im Sommer, wenn man statt der langen Strümpfe Söckchen trug, in den Kniekehlen kratzte; der viereckige Kragen der Matrosenbluse, der einem um die Ohren flappte, dieweil die Bluse selbst, mit schwarzem Bändchen festgezurret am Bauch, sich bauschte – um wieviel besser hatten es da die Proletariersöhne, die anziehen durften, was ihre älteren Brüder abgelegt hatten oder was sonst so anfiel, und die auf ihre Lappen keine Rücksicht zu nehmen brauchten.

Vor den Matrosenblusen, den blauen oder weißen, war der feldgraue Kittel gewesen, gefertigt aus einem frottéartigen Stoff und versehen mit drei kugelrunden Knöpfen über der linken Schulter, die, Kokarden ähnlich, in konzentrischen Kreisen die kaiserlichen Farben Schwarz-Weiß-Rot zeigten. So, patriotisch kostümiert, hockte er in der Sandkiste in dem Hintergärtchen, von denen jeder der Mieter des Hauses eines besaß. Säuberlich voneinander abgezäunt, reihten sich diese längs eines schmalen Wegs hinter dem Hof des Hauses aneinander, mit Beeten, auf denen Gemüse und Kartoff-

feln angebaut wurden und Stachel- und Johannisbeeren; es wurde alles gebraucht, denn es war Krieg, der Erste Weltkrieg, und von diesem Krieg ist nicht nur das Bild von dem Kind in dem feldgrauen Kittel geblieben, sondern auch eines, da der Kleine, halb hinter einer Litfaßsäule an der Ecke von Marschall- und Weststraße verborgen, weit aufgerissenen Auges den Vorbeimarsch eines mit Gewehr und Tornister ausgerüsteten Trupps Soldaten erlebt; die Pickelhauben sind bereits mit einem grauen Futteral überzogen, was die Szene etwa ins Jahr 1916 verlegen würde: da ist er drei Jahre alt. Der Onkel Karl steht im Felde, der Onkel David ist gleichfalls eingezogen; der Vater allerdings ist unabkömmlich, als Direktor eines Unternehmens, das kriegswichtige Güter für das Heer liefert, nämlich Socken und ersatzwollene Unterhosen. Der Vater sitzt an der Schmalseite des Frühstückstisches und köpft ein Ei; er ist der einzige, dem noch ein Ei serviert wird, denn er ist der Vater; kurze Zeit später ist auch dieses Ei nicht mehr erhältlich. Nach Jahrzehnten noch wird S. H. sein Brot viel zu dick mit Butter bestreichen und, von seiner Frau deswegen getadelt, nach einigem Nachdenken ihr erklären, daß seine Unmäßigkeit wahrscheinlich eine verspätete Reaktion auf die Mangeljahre der Kindheit ist; dabei dürfte der Mangel bei anderen Leuten viel schlimmer gewesen sein; bei Flieds »gab es immer noch zu essen«, die Redensart prägte sich ihm ein, und selbst wenn Kohlrüben auf den Tisch kamen, war doch noch etwas Fett dabei.

Im letzten Jahr des Krieges dann, im Frühling 1918, kam der kleine Bruder. Da ist Helmut schon beinahe fünf und durchaus fähig, Geschehnisse bewußt zu erleben und bis zu einem gewissen Grad auch zu verarbeiten, und ich wünschte, ich könnte berichten: dies hat er empfunden, und das sich gedacht. Man könnte natürlich, aus dem Wissen der Psychiater um das Verhältnis von älteren zu jüngeren Söhnen, rekonstruieren, was in dem Kinde vorgegangen sein mag, das nun plötzlich nicht mehr einziges Objekt mütterlicher Liebe und väterlicher Aufmerksamkeit war; aber das wäre eben rekonstruiert, und ich halte es für besser, ich beschreibe das Bild, das sich in meinem Gedächtnis erhalten hat. Da steht er, anderthalb oder zwei kurze Jahre später, vor dem kleinen Bruder, der rücklings auf dem Teppich liegt und brüllt und mit den Füßen nach ihm stößt,

ein Bündelchen Haß. Was der Ältere dem Jüngeren zuvor angetan hat, bleibt offen, etwas Liebenswertes wird es wohl kaum gewesen sein; vielleicht aber war Helmut auch gar nicht schuld an dem Ausbruch, und es handelte sich um eine choleriche Laune Werners – dies der Vorname, den die Eltern dem Bruder gaben –, wie denn der Größere später immer von dem Kleineren behauptet hat, der sei uneinsichtig und verbockt und es sei nicht mit ihm auszukommen. Aber selbst wenn vieles von seiten des Jüngeren kam, wird es wohl Gründe für dessen Trotz und Jähzorn gegeben haben, und einer dieser Gründe mag im Verhalten des großen Bruders gelegen haben.

Auf jeden Fall besteht ein Zusammenhang zwischen den Gefühlen des Älteren seinem Brüderchen gegenüber, was immer diese auch gewesen sein mögen, und jenem Erlebnis auf dem Theaterplatz zu Chemnitz, das, rückblickend betrachtet, das künftige Leben des Helmut Flieg ganz entscheidend beeinflusste: seine erste Begegnung nämlich mit der dunklen Masse, deren Teil er nicht war und nicht werden konnte und die dennoch eine Faszination auf ihn ausübte wie kein anderes Phänomen seiner Zeit.

Der Vater mußte wohl gespürt haben, daß seinem älteren Kind ein Pflaster gebührte für die Wunde, die er und die Mutter ihm geschlagen, und hatte angekündigt, er werde sich die Zeit nehmen, mit Helmut ins Theater zu gehen, zur Weihnachtsvorstellung im Opernhaus – war es Schneewittchen? – Dornröschen? – Peterchens Mondfahrt? – er und der Junge ganz allein, Vater und Sohn. Und nun schritten sie beide, Hand in Hand, die Königstraße entlang, vorbei an dem versteinerten Wald, der rechts neben dem Städtischen Museum steht, bis hin zu der Balustrade, die das Trottoir der Königstraße von dem tiefer gelegenen Theaterplatz trennt. Dieser Platz aber ist schwarz von Menschen, dort kommt niemand durch, und von der Fassade des Opernhauses her redet einer zu der Masse, und eine Stimme dicht neben dem Kinde, vielleicht die des Vaters, spricht: »Da wird die Vorstellung wahrscheinlich ausfallen.«

So tritt die Revolution in das Bewußtsein des Kindes. Der Knabe spürt, daß da etwas im Gange ist, wogegen die Macht selbst des Vaters bedeutungslos wird, und die Reden, die heiseren Rufe und Sprechchöre, das Rot der Fahnen und Transparente vereinen sich zu

etwas Beängstigendem und zugleich Verlockendem; dies ist spannender als alle Tagträume, die er hat von Räubern und Hexen und heimlichen Verstecken, und er möchte wissen, wie es weitergeht.

Nur es geht nicht weiter. Die Demonstration ist vorbei und die Massen verlaufen sich und der Theaterplatz ist wieder leer. Aber die Kindervorstellung findet trotzdem nicht statt; es ist zu spät dafür geworden, sagt der Vater, schade.

Er ist ein eigenbrötlerisches Kind, das seinen Gedanken nachhängt und seinen Träumereien; stundenlang kann er sitzen und auf das rotblaue Netzwerk des Wäschebeutels an der Tür zur Wäschekammer starren; in seinem Kopf folgen die Phantasiebilder aufeinander von Seereisen und Bergen und Ungeheuern. Empfindlich wie er ist, zieht er sich zurück, wenn die Jungen aus den oberen Etagen, zu meist älter und kräftiger als er, ihm abweisend oder höhnisch begegnen; da steigt er lieber hinab ins Souterrain, in die Werkstatt des Schuhmachers Bernhardt und hockt dort im weißen Licht auf dem blankgesessenen Gesellenschemel – der Geselle ist im Krieg – und blickt auf die Holzstifte zwischen den Lippen des Meisters, die auf und ab wippen, wenn der sein schwer verständliches Gemümmel von sich gibt über das Leben im allgemeinen, und wie die Leute ihre Stiefel bis zum Geht-nicht-mehr abtragen, bevor sie damit zum Schuster kommen, und wie die Mieter so säumig sind, nicht der Herr Flieg, der zahlt pünktlich; aber auch höchst erstaunliche Geschichten, die der Junge nie glauben würde, kämen sie nicht von dem Schuhmacher Bernhardt, diesem Born von Weisheit und Erfahrung. Zeitweilig hat er auch ein Kinderfräulein, das sich mit ihm beschäftigt, ohne allerdings in seinem Gemüt irgendwelche Spuren zu hinterlassen.

Dabei ist es gar nicht sein Wunsch, sich abzusondern. Er sehnt sich danach, akzeptiert zu werden, mitspielen, mitlaufen, mitschreien, mitlachen zu dürfen: kurz, hinzuzugehören. Aber die Art und Weise, wie man mit ihm umgeht, vergrößert seine natürliche Unsicherheit, und unter den Größeren ist keiner, der sich seiner annähme, ihn schützte, auch der Erhard aus dem Mansardengeschoß nicht, demzuliebe er das Tabu bricht und seine Schuhe und Strümp-

fe auszieht und barfuß durch die Pfützen patscht. Er glaubt, daß er zu dicklich ist und zu schwach und ungelenk, um bei den Prügeleien mithalten zu können, die sich im Hof des Hauses und auf den verschlungenen Wegen des Kaiserplatzes wiederholt entwickeln; du hast ihn zu sehr verwöhnt, hört er den Vater zur Mutter sagen; zu sehr verwöhnt ist er also, nicht genügend hart, ein Muttersöhnchen, was soll aus ihm werden, wie soll er sich durchsetzen, wird er immer benachteiligt bleiben und von Glück reden können, wenn die andern ihn dulden?

Vielleicht wird er sich ändern, wenn man ihn mit aller Rücksicht und Schonung einführt in die Gemeinschaft, über die Familie etwa. Ob dieser schöne pädagogische Gedanke nun dem Aufenthalt in Bad Kösen zugrunde lag, der zu einem denkwürdigen Horror im Leben des Kindes Helmut werden wird, oder ob sein Vater meinte, nach so viel Mühe und Geld, investiert in das Eheglück seiner Schwestern, könnten diese sich auch einmal nützlich erweisen, oder ob gar eine der Tanten selber das Unding sich ausdachte: der Plan war, alle Kinder des Clans, die gesamte dem Samen des Schrimmer Urvaters Abraham entsprossene jüngste Generation, unter Aufsicht natürlich, in der herrlichen Umgebung eines kleinen Badeorts mehrere Wochen gemeinsam verleben zu lassen; und da das Ganze, wie üblich, von dem treusorgenden ältesten Bruder Daniel bezahlt werden würde, ergäbe sich als besonderer Bonus ein kostenloser Landaufenthalt für die Schwestern Dora, Regina und Liesel. Ein ganzes Haus wurde am Orte gemietet, und zusammen mit den genannten Tanten reisten an die Berliner Cousins und Cousinen Lutz, Hans und Gerda (emigriert), Alfred und Kurtchen (verstorben, vergast), und Evchen (emigriert), und in deren Gefolge eine Schar anderer Kinder unklaren Verwandtschaftsgrades und mit Namen, die austauschbar waren, und mutterseelenallein aus Chemnitz der Helmut. Kein Wunder, daß er sich erdrückt fühlte und, den besonderen erzieherischen Bemühungen der Tanten ausgesetzt, die Flucht in die Krankheit antrat. Er bekam Ziegenpeter. Er mußte um das geschwollene Gesicht eine weiße Binde tragen, deren säuberlich geknüpfte Knotenenden, Hasenohren gleich, von seinem Kranium in die Höhe standen, und wurde, um die von ihm ausgehende Anstek-

kungsgefahr zu vermindern, auf Entfernung gehalten; der herzlose Spott, der sich sonst aus kindlichen Mündern über ihn ergossen hätte, wurde von den Tanten, die schließlich wußten, wessen Sohn der arme Kranke war, in lärmendes Mitleid konvertiert. Bis dann die Mutter endlich kam und ihn nach Hause zurückholte, hatte sich in Helmut eine Abneigung gegen alles, was mit Familie zu tun hatte, gebildet, eine Abneigung vergleichbar der seines Vaters und die Jahre überdauernd, bis er, nach dem Kriege, den wenigen Überlebenden jener unschuldigen Kösemer Truppe wiederbegegnete und mit dem einen oder anderen von ihnen tatsächlich Freundschaft schloß.

Im Alter von sechs Jahren wird er eingeschult.

An Erinnerungen ist geblieben, daß die Mutter mitkam an diesem Tag und nicht der Vater, der mußte ins Geschäft, und daß der frischgebackene ABC-Schütze aufatmete, als sie das Klassenzimmer verließ, um vor der Schule auf ihn zu warten; wohl hatte er Angst vor der neuen Umgebung, spürte aber, daß die zärtliche Hand der Mutter ihn hier nicht mehr schützen konnte; im Gegenteil, ihre Anwesenheit stellte eher eine Belastung dar. Dann der Schulweg: quer über den Kaiserplatz, der nun, die Republik war gekommen, Gerhart-Hauptmann-Platz genannt wurde, die Kaiserstraße entlang, die, so eine Republik war das, auch weiterhin Kaiserstraße hieß, und links um die Ecke in die Heinrich-Beck-Straße zur Heinrich-Beck-Schule, einer achtklassigen Volksschule für Knaben, in der die Kinder von Reich und Arm nebeneinander saßen. Dann das Häusliche: das Pult, mit schräger Platte, das ihm ins Kinderzimmer gestellt wurde und auf dem er seine Arbeiten schrieb; die ersten Klavierstunden, neben ihm am Instrument Frau Holl, die, ihre Brille schief auf der Nase, mit dem Bleistift den Takt schlug.

Und dann der erste Schulausflug, bei dem der Klassenlehrer, Herr Weber, vornan schritt und das Kind Helmut sich so dicht wie möglich an ihn zu halten suchte, um nur ja keine seiner Erläuterungen zu versäumen über die Natur und andere lehrreiche Gegenstände – und aus Bedürfnis nach Schutz. Schutz vor wem, gegen was? Woher die Bedrohung? Und wieso sollte dieser Mann mit dem kurzgeschnitte-

nen grauen Haar und der goldgerahmten Brille auf der Nase gerade ihn beschützen wollen? Nahm er denn überhaupt Notiz von ihm?

Das Erschreckende, das den kleinen Jungen Schutz suchen ließ bei dem einzigen, von dem er Schutz erhalten zu können glaubte, dem Lehrer, war die Erfahrung totaler Vereinsamung in der Menge, die um ihn herum quirlte; dies war anders als im Klassenzimmer in der Schule, dort gab es eine gewisse Ordnung und man wußte, hier gehörte man hin und dort nicht. Doch statt nun Verbindung herzustellen zu den Gleichaltrigen, saß er auch im Wirtshausgarten, wo gerastet wurde, abseits, nippte an der rosa Brause, die er mit den Groschen bezahlt hatte, die ihm die Mutter vor dem Abmarsch sorglich zugesteckt, und hätte auch sein Frühstücksbrot alleine verzehrt, wenn nicht welche gekommen wären, die es so begehrllich betrachteten, daß er es mit ihnen teilte.

Denn dies war die Hungerzeit nach dem Kriege. Er wußte Bescheid; oft schon war er in den Lebensmittelladen in der Germaniastraße zum Einholen geschickt worden und hatte gesagt bekommen, was es alles nicht gab, und war vom Vater aufs Land mitgenommen worden, nach Niederdorf im Erzgebirge, wo die Firma B. Eisenberg & Sohn, mit Herrn Oertel als Verwalter, in einem schuppenartigen Bau, der den Namen Fabrik nicht verdiente, aus irgendwelchen minderwertigen Garnen Socken herstellte. Herr Oertel, ein kleiner Mann mit fülligem Bauch und einem Schlapphut auf dem Kopf, wie Bismarck ihn in seinen letzten Jahren getragen hatte, und hellen großen Augen wie Bismarck und einem Schnauzbart wie der Fürst, hatte seinen rechten Zeigefinger in einer Wirkmaschine verloren, was Helmut erschauern ließ, wenn er ihm die Hand drücken mußte; dafür aber hatte Herr Oertel alle möglichen Dinge auf Lager, die man sonst nirgendwo mehr sah. Seine Frau verpackte eine Auswahl davon sorgfältig in Körbe zum Mitnehmen, während Herr Oertel dem kleinen Sohn seines Chefs die Anatomie des Schweins erklärte, von dem all die Schätze stammten, und ihm schließlich mit einem »Da hast du!« ein Stück Wurst in den Mund schob. In der Schule versuchte man, dem Hunger mit Hilfe der Amerikaner zu steuern, die im Krieg Feinde gewesen waren und die nun Semmeln und heißen Kakao für deutsche Kinder über das Meer schickten.



Das Unternehmen hieß Quäkerspeisung, niemand wußte warum und wer diese Quäker waren, und in der großen Pause früh mußte man sich dafür anstellen. Auch Helmut erhielt seine Semmel und seinen Kakao, und S. H. hat, als er in späteren Jahren wirklichen und leibhaftigen Quäkern begegnete, stets nur die freundlichsten Gefühle für sie gehabt.

Er war, obwohl oft in sich gekehrt und scheinbar geistesabwesend, so daß die zwischen den Reihen der Schulbänke patrouillierenden Lehrer ihn grob anstießen, ein wissbegieriges und aufnahmefähiges Kind, das ohne Schwierigkeiten rechnen und lesen und schreiben lernte, in Sütterlin-Schrift, mit dem zweigestrichenen kleinen *e* und dem langen und dem runden *s*, und dem das richtige Buchstabieren kein Problem war. Mit dem Rohrstock bekam er nur dann eines über die gestreckten Finger, wenn er mit Spucke gefestigte Papierkügelchen verschöß, was er nicht etwa tat, um seine Treffsicherheit zu zeigen, die besaß er in höchst geringem Maße, sondern eher um zu beweisen, was für ein tolles Kerlchen er war und wie er doch verdiente, von den andern als einer der ihren betrachtet zu werden. Doch er war und blieb in einer Ausnahmestellung, die er vielleicht stärker empfand, als seine Mitschüler es taten. Die machten sich seiner wegen kaum irgendwelche Sorgen, sondern schoben ihn, wenn er sich zu auffällig unter sie zu mischen suchte, einfach beiseite.

Der Gedanke, dies könnte der Andersartigkeit seiner Eltern wegen sein, also weil er jüdisch war, kam ihm schon im zweiten oder dritten Jahr seiner Volksschulzeit; er konnte sein Judentum auch nicht verbergen, weil er vom allgemeinen Religionsunterricht, der früh am Morgen stattfand, befreit war und dafür an zwei Nachmittagen zur Schule zurückkehren und beim Rabbiner Fuchs jüdische Geschichte und beim Lehrer Sommerfeld Hebräisch lernen mußte, und weil er an den hohen jüdischen Feiertagen überhaupt nicht zur Schule kam und dafür vor der Synagoge, die am Ende der Heinrich-Beck-Straße stand, zusammen mit lauter Herren in Gehrock und Zylinder gesichtet wurde. Gewiss, die Erzählungen des Rabbiners Fuchs von den Makkabäern und anderen Helden, zu denen er, Helmut Flieg, nun eine persönliche Beziehung haben sollte, entschädigten zeitweilig für diese Nachteile und zeigten, daß eine Position als

Außenseiter mitunter auch Anlaß zu Stolz geben konnte; doch wurde der kindliche Stolz auf das Jüdische erheblich abgebaut durch den Lehrer Sommerfeld, der mit dem breiten Ende seines Zahnstochers im Ohr zu polken pflegte und mit demselben Zahnstocher dann im Siddur, dem hebräischen Lehrbuch, seinem Schüler die Stelle wies, an der er mit lauter Stimme weiterzulesen hatte, auf diese Weise die Hieroglyphen des Textes mit kleinen fettigen Flecken versehen.

Aber wieso galt das alles nicht für den Schüler Gattl, der das gleiche religiöse Handicap zu überwinden hatte wie er und der, mit seinen dicken roten Fäusten und seiner durch einen Unfall plattgedrückten Nase und seinem ordinären Wortschatz, sogar als einer der Rädelsführer der Klasse anerkannt war? Demnach lag es nicht nur daran, daß er ein jüdisches Kind war; es mußte da noch etwas sein bei ihm, etwas schwer Definierbares, von dem er nicht einmal der Mutter erzählen konnte, sie wäre zu traurig gewesen und wäre vielleicht sogar, schrecklicher Gedanke, zu den Lehrern gelaufen, um sie um Hilfe zu bitten oder, schlimmer noch, sich bei ihnen zu beschweren; der Vater kam als Vertrauensperson sowieso nicht in Frage, der hatte, wie der Sohn immer wieder hörte, geschäftliche Sorgen. Was aber tun? Er, den es so sehr danach verlangte, Teil zu werden der Gemeinschaft, die allein Sicherheit verhieß, ging noch mehr auf Distanz, schwieg, wenn er hätte mitlärmen sollen, und lärmte, wenn Stille angebracht war. Zum ersten Male damals vernahm er das Wort Arroganz, das ihm Jahre hindurch anhaften sollte, ein arroganter Bengel, ein arroganter jüdischer Bengel.

In diese Zeit fällt der Umzug.

Das Haus am Kaiserplatz war Mittelklasse gewesen, untere Mittelklasse; Personen aber, die es sich leisten konnten, in die Hoffmannstraße zu ziehen, in das noch einzeln stehende Doppelhaus Nr. 58/60 mit den zwei dekorativen Eingängen und den beiden halbrunden Türmen oberhalb der Fassade, nicht mehr Jugendstil und noch nicht Neue Sachlichkeit, durften sich zur oberen Mittelklasse zählen; die Bourgeoisie, die echte, hauste in eigenen Villen. Wieso dieser Umzug plötzlich möglich war, wurde dem jungen

Sohne nicht erklärt; ein paar Jahre später, nachdem er etwas vom Geschäft mitbekommen hatte, rechnete er sich aus: Strümpfe und Untertrikotagen waren Sachwerte; Sachwerte überdauerten die Inflation, durch die anderer Leute Vermögen vernichtet wurde. Von der Inflation selbst wußte er schon, als sie vor sich ging, durch die in die Höhe schnellenden Summen seines Taschengeldes und den rasch kletternden Preis der Zeitschrift Heiterer Fridolin, die er abonnieren durfte; dann, plötzlich, erhielt er als Taschengeld einen kleinen grauen Schein, auf dem stand als Wertangabe *Eine Rentenmark*; mit dem alten Geld, mit den hohen Zahlen darauf, so wurde ihm gesagt, ließe sich eine hübsche Sammlung anlegen.

In der neuen Wohnung, im Parterre des Hauses in der Hoffmannstraße, um deren Fenster sich bereits die ersten Schößlinge wilden Weins rankten, gab es ein Herrenzimmer, holzgetäfelt, einen Salon mit kostbarer blau-silberner Tapete, in dem der Flügel stand und, neben dem Bild der schönen Mutter, Weinheimers Porträts der Kinder Helmut und Werner hingen, ferner das Speisezimmer und, durch eine Schiebetür erreichbar, das eigene Zimmer des älteren Sohns, der bald anstelle des Schülerpults einen richtigen Schreibtisch erhielt. Dann war da ein Wintergärten mit weißen Korbmöbeln und vielerlei Pflanzen, durch den man auf die mit Steinplatten belegte Terrasse gelangte und von dort aus, ein paar breite Stufen hinunter, in den zu dem Ganzen gehörenden Garten mit Laubkolonnade. An dem zweiten Trakt der Wohnung, der von der vorderen, der herrschaftlichen Toilette in rechtem Winkel abging, lagen Küche und Kammern, eine zweite Toilette, das Dienstmädchenzimmer, und ganz am Ende, wiederum mit Ausblick auf den Garten, das eheliche Schlafzimmer mit Bad und das Kinderzimmer für Klein-Werner. Ein Schloß also, nur daß der Vater es eher mürrisch in Besitz nahm; er sah die Familientreffen voraus, die Schwestern herbeischwirrend zu den unpassendsten Zeiten, und was sonst noch auf ihn zukommen würde an neuen gesellschaftlichen Verpflichtungen, die ihn abhielten von seinem Brockhaus; und tatsächlich hinterließ auch sehr bald der stellvertretende Staatsanwalt Kurt Cohn (KZ, dann emigriert, später hoch angesiedelt im Justizwesen der DDR), als er seine Glatze an die Tapete im Salon lehnte, auf dem blau-sil-

bernen Muster einen weithin sichtbaren Schweißfleck, den zu beseitigen dem Vater selbst mit Hilfe von Löschpapier und Bügeleisen nicht gelang. Und von der Hoffmannstraße aus, die Weststraße hinunter, vorbei an dem Vorgarten der Konditorei Freund und der Villa derer von Graiowsky, deren Tochter Jutta einen so aufreizenden Gang hatte, ging auch bald, nachdem er das vierte Jahr der Volksschule mit sehr zufriedenstellenden Noten abgeschlossen hatte, der Sextaner Flieg in das an der Hohen Straße gelegene Staatsgymnasium.

Von jetzt an werden die Erinnerungen vielfältiger, zu den Empfindungen des Kindes treten Beobachtungen hinzu und Reflexionen; Meinungen bilden sich heraus und gewisse Haltungen, aus noch zu untersuchenden Gründen zumeist gegen die der Eltern und Lehrer und anderen Autoritäten gerichtet; eine kleine, durchaus nicht immer angenehme Persönlichkeit entsteht. Es muß nicht leicht gewesen sein, mit ihm auszukommen, und ich wäre nur ungern sein kleiner Bruder gewesen; wie oft war er hochfahrend und stets suchte er, war nicht ein Stärkerer da als er, seinen Willen durchzusetzen; dabei war er voller Selbstzweifel, die er durch Leistung zu überspielen strebte oder durch Vortäuschung einer Überlegenheit, die er in Wahrheit oft gar nicht besaß; ging die Sache dann schief und kam die unvermeidliche Depression, lernte er diese zu überwinden, indem er seine Phantasie um sich zog wie eine Regenhaut und ein neues Rollenspiel erdachte, in welchem er am Ende dennoch siegreich blieb. Trotzdem muß er etwas wie Charme besessen haben, denn immer wieder stellen sich jetzt Menschen ein, ältere zumeist, die sich für ihn interessieren und ihm zu helfen suchen und deren Geduld und Zuneigung er oft genug belohnt, indem er sie vor den Kopf stößt. Eine Zeitlang hat sich in den Papieren seiner Mutter ein Aufsatzheft erhalten, in das der Lehrer, welcher es war, weiß ich nicht, unter die Zensur die Bemerkung schrieb: Der Flieg will anscheinend die Welt verändern!

Und der Turnlehrer Scharsich, dies ist überliefert, sagte, als er 1945 erfuhr, daß ein amerikanischer Soldat in das sowjetisch besetzte Chemnitz gekommen sei und dort das Staatsgymnasium aufgesucht habe, wo er schnurstracks durch das Gebäude hindurch,

über den Schulhof und in die Turnhalle ging, dort eine hölzerne Keule entwendete und wieder verschwand: »Das kann nur der Flieg gewesen sein.«

## 2

Die Schüler höherer Lehranstalten trugen damals noch, ein Rudiment der Zöglinguniformen fürstlicher Kadettenschulen, Schildmützen; am Staatsgymnasium waren diese himmelblau, und der Sextaner Flieg setzte die seine mit großem Stolz auf; an der städtischen Oberrealschule, die als weniger fein galt und an der man vorbeikam, wenn man nicht die Weststraße hinauf nach Hause ging, sondern am Gericht vorbei und über die Wielandstraße, waren sie dunkelbraun. An diesem Tag aber gab es vor der Oberrealschule keine Braunbemützten, sondern es waren da Wachposten aufgezogen mit Stahlhelm und Gewehr. In der Oberrealschule hatte sich die Reichswehr einquartiert, die der sozialdemokratische Reichspräsident nach Sachsen beordert hatte, um die dortige Koalitionsregierung aus Sozialdemokraten und Kommunisten, die Regierung Zeigner, abzusetzen. Die vom Staatsgymnasium, die keine Einquartierung und daher auch nicht schulfrei hatten, standen nun auf dem Nachhauseweg vor der anderen Schule und begafften die Posten und die aufgereihten Munitionswagen und die Panzerfahrzeuge und lachten pflichtschuldig, wenn die Soldaten, bestiefert, aus dem Tor traten und sich herabließen, ihnen etwas zuzurufen; einer, mit silbernen Litzen am Kragen, hatte ein viereckiges Brot unterm Arm, und nun wurde eine Idee geboren in den Kommißköpfen: Jugender-tüchtigung. Sollten sie um die Wette laufen, die Jungens, Hundert-Meter-Strecke, flink wie die Windhunde, das wurde gebraucht für Deutschlands Wiederaufstieg, der Sieger bekäme einen Kanten echten dunklen Soldatenbrots.

Es war nicht nur das Brot, es war die Ehre. Und, wie man heute sagen würde, sein gespaltenes Verhältnis zum Militär. Wieder war da die Gruppe, die bewaffnete noch dazu, die Stärke ausstrahlte und

Sicherheit verhiess; wer hier in irgendeiner Form hinzugehörte oder auch nur mitmachen durfte, war geschützt; andererseits, das fühlte er deutlich, waren das Leute, die nichts gemein hatten mit ihm, aus einer Welt, die nicht die seine war; der Onkel Karl und der Onkel David waren aus dem Krieg gekommen, wie viele Menschen hatten sie totgeschlagen, sie sprachen nicht darüber; und außerdem war er kein guter Läufer, er war nicht mehr so pummelig wie früher, aber von Windhund konnte keine Rede sein. Doch er lief, und natürlich war er der letzte, und sie sagten ihm, ist gut, versuch's noch mal, und wieder lief er und war wieder der letzte, und diesmal lachten sie bereits über ihn, und beim dritten Mal, da pochte ihm das Herz schon im Halse und in der Lunge war ein Stechen, lachten sie erst recht, und als er davonschleichen wollte, rief einer der Soldaten, komm her, und bot ihm ein Stück von dem Brot, und er nahm es, denn bedeutete das Geschenk nicht, daß sie gesehen hatten, wie sehr er sich mühte, und daß sie ihn darum leben ließen; aber das Brot schmeckte wie Sand.

Wer dieser Lehrer gewesen war, ist mir nicht mehr erinnerlich; nur die Stimme ist geblieben, schneidend, siegesgewiß: »Hel – mut, eh? Heller Mut, eh? Na, wir werden ja sehen! Und Flieg, Fliege, auf Latein Musca, vielleicht sollten wir dich Musca nennen, eh?«

Dieser verfluchte Name. Helmut, eigentlich Helene, war schon schlimm genug, in der ganzen Klasse gab es keinen anderen Helmut, an dessen Brust man sich hätte trösten können, und dann noch Flieg! Wie konnte einer einen Imperativ zum Namen haben, dazu einen, der sich nicht erfüllen ließ; auch Ikarus war abgestürzt, als er in Sonnennähe geriet; höchstens herausfliegen konnte man, woraus heraus, aus der Gruppe natürlich, der Gemeinschaft.

Diese Gemeinschaft, die ihm nächstliegende, war die Klasse – Sexta, Quinta, Quarta, Untertertia – mit ihrer festgefügtten Ordnung: die besten Schüler durften hinten sitzen, relativ fern dem mißtrauischen Blick des Lehrers; da sie für gewöhnlich ihr Pensum gelernt hatten, nahm man an, daß sie nicht allzu sehr schummeln würden und daß ihr fleißiges Streben sie auch von anderen Dummheiten abhalten mochte. Eine strafweise Versetzung wurde jedoch gele-

gentlich vorgenommen, nach vorn, unter die Unbegabten, Faulen oder Aufmüpfigen und, nachdem das Staatsgymnasium zunächst versuchsweise in eine geschlechtsgemischte Schule umgewandelt worden war, auch neben die Mädchen. Da bemühte sich sogar der sehr gute Schüler Flieg, von seinem Platz an der Seite des Klassenprimus Döge loszukommen, eines von Polypen in der Nase geplagten Knaben, und zog erfolgreich um in die vorderste Reihe.

Natürlich war der kleine Gymnasiast mit seinen zehn oder elf Jahren noch nicht in der Lage, eine soziale Analyse seiner Schulklasse oder gar seines Lehrerkollegiums vorzunehmen; doch wurden die Gegensätze, die sich da zeigten, und die Konflikte, die daraus erwachsen, ihm schon bewußt und erzeugten Furcht und Unbehagen.

Wer konnte sich eine humanistische Bildung mit Griechisch und Latein, Vorbedingung für das Studium jeglicher Geisteswissenschaft und von Jus und Medizin, denn leisten? Doch nur die Oberschicht, deren Kinder nicht so bald wie möglich zum Familienunterhalt beitragen mußten. Die Republik aber, das wenigstens war den Sozialdemokraten geglückt, hatte das Bildungsprivileg der Reichen und Vornehmen angeknackst, und wenn auch an Proletenkindern nur die wenigsten die höheren Schulen besuchten, so kamen doch nun die Sprößlinge von Handwerksmeistern, Ladenbesitzern, Postunterinspektoren und Polizeisergeanten in den Genuß feinerer Bildung, Kinder jener Strata also, die nach Revolution und Inflation und anderen Turbulenzen sich in die Herrlichkeit des alten Reichs zurückwünschten, wo Schwarz-Weiß-Rot die Farben und das Geld, das bescheidene, wenigstens sicher gewesen waren. Der Primus Döge kam aus einer Akademikerfamilie, die Graiowsky trug ein *von* vor ihrem Namen, Fürstenbergs Vater (ermordet) war Generaldirektor und Großaktionär des Warenhauses Hermann Tietz, heute heißt der Konzern Hertie; die Müllers aber, gleich zwei des Namens, und Köhlers und Uhligs kamen aus den weniger vornehmen Vierteln der Stadt oder gar aus den Dörfern der Umgegend in die Schule, trugen ererbte Anzüge und stanken unterm Arm; ihr Körperbau ermöglichte es ihnen jedoch, in Sekundenschnelle das Tau in der Turnhalle bis obenhin zu erklimmen und Schwünge am



Reck zu vollführen, von denen der arme Helmut nicht einmal träumen konnte.

Und die Lehrerschaft, zum großen Teil ehemalige Reserveoffiziere, die ihre frühere Befehlsgewalt über ausgewachsene Männer vermissen und es als schmerzlich empfanden, daß der Titel Studienrat auch nicht mehr galt, was er einmal gegolten hatte, sehnte sich gleichfalls nach den alten Verhältnissen zurück; die Nachkriegsergebnisse hatten auf ihrer Haut Kerben hinterlassen, die nie ganz abheilten, und das Wetterleuchten aus dem Osten – je weniger man wußte, was dort wirklich vor sich ging, desto bedrohlicher erschien es – verängstigte sie noch mehr. Also klammerten sie sich an das Überkommene, was in Latein und Griechisch noch hingehen mochte, *Andra moi ennepe, Mousa, polytropa*, die Odyssee, deren erste hundert Verse der junge Flieg strafweise auswendig lernen mußte, behielt ihre Gültigkeit; aber im Deutschen und in Geschichte, die im Unterricht weiterhin nur aus Kriegen und Fürsten und Führern bestand, war diese Einstellung doch recht fragwürdig.

Der Junge begann zu zweifeln, meldete sich zu Wort, und wurde abgewiesen und für vorlaut erklärt, wie sein Verhalten wohl auch war. Unterstützung von seiten der Klasse erhielt er wenig; die waren zu dröge oder hatten ganz andre Interessen; außerdem stimmte ihre Welt mit dem, was da gelehrt wurde, im großen und ganzen überein, ob sie nun aus den sogenannten besseren Familien kamen oder aus Kleinbürgerhäusern. So begann er, auf eigene Faust zu forschen, schlug nach, was Schiller wirklich geschrieben hatte, entdeckte Heine, stellte fest, daß die vielgerühmten Freiheitskriege auch ihre dunkle Seite hatten und daß überhaupt in den Lehrbüchern einiges fehlte, was zur Geschichte der Deutschen gehörte, deren Siege, wie es vom Katheder tönte, allesamt der gerechten Sache dienten und durch Tapferkeit erkämpft waren, deren Niederlagen hingegen der feindlichen Übermacht beziehungsweise dem hinterhältigsten Verrat zugeschrieben werden mußten.

Er hatte früh begonnen, sich selbständig Lektüre zu verschaffen. Auf dem Querbalken des Holzzauns vis à vis dem Haus in der Hoffmannstraße verhandelte er mit zwei Burschen, die deutlich aus nie-

deren Kreisen stammten, aber Zugang zu einer unerschöpflichen Reihe von Groschenheften hatten, deren Held ein Gentleman namens Percy Stuart war; diese Hefte überließen sie in bereits abgegriffenem Zustand, für eine Leihgebühr, die dem Neupreis entsprach, ihrem lieben jungen Freund Helmut. Der Vater entdeckte mehrere solcher Hefte unter dem Kopfkissen des Sohnes und verbrannte sie, trotz dessen Protest, diese Hefte seien Leihgut.

Von Percy Stuart war der Sprung zu Karl May nicht weit, und obwohl der junge Flieg das Gefühl hatte, daß sich bei May vieles wiederholte und ihm dessen Frömmerei zuwider war – da war Cooper schon echter, und um wieviel spannender waren erst Poe und Stevenson! –, wurden Mays Werke angeschafft und blieben erhalten, bis irgendein dankbarer Nazi sie an sich nahm. Und dann, nachdem May auch den letzten Reiz verloren hatte, bot sich der große Bücherschrank im Herrenzimmer an, hinter dessen Glas nicht nur die üblichen Klassiker standen; auch die Mutter las gern und war durch das Berliner Tageblatt, das seit den Kriegsjahren schon per Abonnement ins Haus kam, über Neuerscheinungen informiert; zu ihren Lieblingsautoren zählten Stefan Zweig und Romain Rolland, ebenso fanden sich Arnold Zweig und Wassermann auf den Regalen und Werfel und Max Brod und der komplette Eulenberg in vier Bänden, der Kornett Rilke ritt, und dem Jungen tat sich etwas auf, das weit über die Lesebuchliteratur in der Schule hinausreichte und Ehrgeize erweckte; er war noch keine dreizehn, da wußte er, was er werden wollte: ein Schiller.

Und schließlich war da, versteckt hinter Gottfried Kellers Werken, ein Buch verfaßt in jener populärwissenschaftlichen Sprache, die sich so umständlich las und durch die man sich erst hindurchfressen mußte, wollte man zu den wirklich interessanten Stellen gelangen; dazu enthielt es einschlägige Photos, eines darunter von einer nackten Frau mit angehobenen Ellbogen, wodurch ihre Brüste hervortraten, und mit ihren Händen verschränkt hinter einer Frisur, wie man sie etwa 1913 trug, zur Zeit seiner Geburt. Aus dem Buch erfuhr er nun in detailliertem Zusammenhang, was er bisher nur aus den schmutzigen Reden der Jungen aus dem Mansardengeschoß am Kaiserplatz und den Hinweisen seiner grinsenden Mitschüler wußte

und was ihm das Dienstmädchen Paula, die mit dem großen Blusen-ausschnitt, mit entsprechend lasziven Bewegungen ihres Unterleibs bestätigt hatte, und er schlußfolgerte: wenn das bißchen Berührung zweier bei Mann und Frau unterschiedlich angelegter Körperteile dazu führte, daß man in so jungen Jahren schon Vater werden konnte, dann war man verpflichtet, sich höllisch in Acht zu nehmen – wer sollte zahlen für das Kind? Er etwa von seinem geringen Taschengeld? Den Gedanken, daß er selbst das Produkt einer solchen Schweinigelei sein sollte, vollführt von seinem Vater mit seiner Mutter, suchte er zu unterdrücken, obwohl seine Vernunft ihm sagte, daß er doch kaum durch unbefleckte Empfängnis zustande gekommen sein dürfte wie jener Jesus, von dem die anderen in ihrem Religionsunterricht lernen mußten.

Der Klassenlehrer der Sexta war der Studienrat Becker, ein stiller Mensch, der die lateinischen Deklinationen in leicht zu begreifende Systeme zu bringen suchte und auch sonst trachtete, seinen Schülern wo immer möglich zu helfen. Der junge Flieg, der sich auf der neuen Schule, mit neuen Fächern, neuen Bräuchen, neuen Klassenkameraden, sofort wieder unsicher fühlte, hoffte, bei diesem Manne Halt finden zu können, und wie bei Herrn Weber in der ersten Klasse der Volksschule waren seine Bemühungen auch diesmal vergebens. Sein Eifer blieb unbelohnt, sein Werben wurde zurückgewiesen, und dies nicht einmal in einer Form, die ihm vor der Klasse geschadet hätte: ein leichtes Kopfschütteln, ein Abwinken; der Studienrat Becker schien sich auszukennen mit solchen Fällen. Für den jungen Flieg aber war, auf neuem Boden, die alte Situation wiederhergestellt, und das würde, über seine Jahre im Gymnasium hin sich vertiefend, Folgen haben; immer mehr trieb er ab in eine ungewollte Sonderstellung und mußte, ob es ihm gefiel oder nicht, sich darin einrichten.

Im Lauf der Zeit spürten auch andere Lehrer, weniger verständnisvoll als der Studienrat Becker, die Schwäche des Jungen, die in seiner Isolierung lag. Sie fingen an, ironische Bemerkungen fallen zu lassen, die seine Liebe zum deutschen Vaterland in Frage stellten, die Festigkeit seines Charakters, seine Aufrichtigkeit, seinen guten

Willen, und die den für jede Intonation geschärften Ohren seiner Mitschüler bedeuteten, daß hier einer freigegeben war zur allgemeinen Hatz. Und obwohl seine Begabung gut, seine Leistungen hervorragend waren, wurde dafür gesorgt, daß er den Platz mit Döge nie tauschen, nie Primus werden durfte: das hätte uns noch gefehlt, einer wie der! Daß ihm nichts Schlimmeres geschah – selten rotteten sich welche zusammen gegen ihn auf dem Schulhof, selten wurde ihm aufgelauert nach der Schule – lag daran, daß die Konflikte noch nicht so scharf waren, die wenig später zu blutigen Straßenschlachten und entsprechenden Ausbrüchen in den Schulen führen sollten, und daß er selber es lernte, aufziehendem Unheil möglichst aus dem Wege zu gehen.

Seine Position verschlimmerte sich noch durch sein totales Versagen in dem einzigen Lehrfach, das nicht von der grauen Materie im Schädel abhing: im Turnunterricht; zwar hing auch der Primus Döge hilflos an Barren und Reck, aber dem wurde das nicht so verargt. Der Turnlehrer Scharsich, der nach Berichten späterer Absolventen des Staatsgymnasiums sich während der Nazi-Zeit sehr anständig verhielt, mühte sich redlich; er konnte nicht begreifen, wie ein völlig normal gebauter junger Mensch nicht nachturnen konnte, was er, ein Mann mit bereits ergrauendem Schnauzbart, ihm vorturnte, und mit großer Geduld demonstrierte er ihm wieder und wieder die Riesenwelle und die Grätsche und den Überkopfhandstand am Barren und belehrte ihn, wie man danach, elegant federnd, auf beiden Füßen landete; aber der junge Flieg hob nur traurig die Schultern und sagte: »Es geht eben nicht, Herr Scharsich«, und am Ende war Herr Scharsich froh, daß der Dr. Götz ihm ein Attest zukommen ließ, das seinen Problemschüler vom Turnunterricht dispensierte – nicht aber von den Nachmittagen auf dem Sportplatz, wo der junge Flieg jedoch auch keine gute Figur machte und seine jeweilige Mannschaft, statt ihr zum Siege zu verhelfen, eher belästete.

Die nunmehr turnfreie Turnstunde mußte er in der Turnhalle verbringen. Meistens hockte er gelangweilt auf jenem lederbezogenen Marterinstrument, das seiner länglichen Form und vier Beine wegen Pferd genannt wird, neben dem einzigen anderen Mitschüler, der

auch vom Turnen befreit war, dem aus unerfindlichem Grunde Abba genannten Sohn des Herrn Schneckenburger, Besitzers des führenden Hotels von Chemnitz, des Stadt Gotha. Abba Schneckenburger litt an Fettsucht; außerdem war er etwa zwei Jahre älter als der Rest der Klasse und trug sich wie ein Erwachsener, mit weißem Hemd und gemusterter Krawatte und Anzug mit langen Hosen. Da er mit seinen Eltern im Stadt Gotha auch wohnte, wußte er alles, was von Sex zu wissen war, und teilte seine Kenntnisse mit der Herablassung, die ihm als dem weitaus Älteren und Erfahreneren zustand, mit Flieg. Von den Empfehlungen und Verhaltensregeln, die dieser so erhielt, habe ich besonders eine im Gedächtnis behalten: was nämlich zu tun sei, wenn eine Dame, im Paroxysmus ihrer Leidenschaft, den Penis des Mannes zwischen die Lippen nimmt und mit Zunge und Zähnen zu bearbeiten beginnt. Ohrfeigen, riet Abba, rechts und links das Weib ohrfeigen; nur so könne man sich retten.

Nun gab es ja, um die eigene Neugier zu befriedigen und möglicherweise auch Abbas Theorien zu testen, seit neuestem die Mädchen in der Klasse. Es waren ihrer drei: die Jutta von Graiowsky mit dem aufreizenden Gang, der auf die Struktur ihres Beckens und die leicht o-förmige Verkrümmung ihrer Beine zurückzuführen war; Ilse Heymann, die in frühen Jahren schon einen prächtig entwickelten Busen vor sich hertrug; und Edith Schreiber, die in der Hoffmannstraße wohnte wie er und ebenfalls jüdisch war, die aber so gut wie keine erotische Ausstrahlung hatte. Anknüpfungspunkte gab es genügend, besonders nach seiner Strafversetzung auf eine Bank, von der aus die Reize der Mädchen gut zu observieren waren; dennoch wagte er keine wirkliche Annäherung, aus Furcht, meine ich heute, zurückgewiesen zu werden; Abba gegenüber erklärte er, daß man so etwas in der eigenen Klasse besser vermied, da es nur zu Skandalen führen würde.

An seinen schulfreien Nachmittagen geschah es mitunter, daß der Vater, der mittags nach Hause fuhr und nach dem Essen eine halbe Stunde zu ruhen pflegte, ihn einlud, mit ins Büro zu kommen, eine Aufforderung, die sehr zwiespältige Gefühle in dem Sohn auslöste:

er mochte es nicht, als Sproß des Chefs auftreten zu müssen, andererseits wollte er den durchaus liebenswerten Versuch des Vaters, ihm auf diese Weise näherzukommen, nicht abweisen.

Im Chefbüro in der Moritzstraße regierte der Vater von einem breiten Schreibtisch aus, während der Senior der Firma, der Großvater Primo, Zigarre zwischen Zeige- und Mittelfinger geklemmt, in einem tiefen, lederbezogenen Klubsessel saß; auch Harry Primo, aus dem Städtchen Thum im Erzgebirge kommend, hatte einst in das Haus eingehiratet und war so Nachfolger des Urgroßvaters Eisenberg und der im Firmenschild genannte Sohn geworden. Vom Chefbüro aus gelangte man durch die Tür zur linken in das wesentlich kleinere Zimmer von Onkel Karl, des Vaters jüngstem Bruder, der den Export, wenn es welken gab, unter sich hatte; der mittlere Bruder, David, war mit Unterstützung des Ältesten mit einem Herrn Karmann als Partner in einem Konfektionsgeschäft am Neumarkt etabliert worden. Beide Brüder heirateten übrigens in die Aristokratie, die jüdische: David eine Friedeberger, von den Breslauer Friedebergers, die nur einen einzigen Schandfleck in der Familie hatten, den Sohn Axel, welcher Kommunist geworden war (emigriert, nach der Rückkehr stellvertretender Minister für Gesundheitswesen der DDR); und Karl bekam die schöne Eva Schafer, von den Schafers in Görlitz; Evas Bruder, Artur, war Badearzt in Hirschberg, er war im Kriege verschüttet gewesen und hatte davon einen Tick zurückbehalten, alle paar Minuten schnellte sein Kopf nach oben, aber das schien ihn nicht weiter zu inkommodieren, er machte lärmende Scherze mit Helmut, wenn der ihn besuchen kam – im Hause Flieg war man der Meinung, wenn man schon Verwandte in Kurorten hat, soll man's auch nutzen –, und unternahm Ausflüge mit ihm bis hinauf zum Kamm des Riesengebirges, zur Spindlerbaude. Die frühere Eva Schafer hatte etwas Madonnenhaftes, und Helmut verehrte sie, sehr im Gegensatz zu seinen Tanten von der Flieg'schen Seite; längere Zeit verwahrte er ein Kunstphoto von ihr, auf dem der Photograph sie mit schräg gesenktem Haupt aufgenommen hatte, ihren kleinen Sohn Stefan im Arm wie die heilige Maria ihr Jesulein; Helmut beneidete den Kleinen, nicht nur weil er in Tante Evas Arm ruhen durfte, sondern auch seines Namens wegen:

wenn man schon das Pech hatte, Flieg zu heißen, dann wenigstens mit einem so eleganten, aus dem Griechischen stammenden Vornamen.

Durch die andere Tür des Chefbüros ging es in die Buchhaltung, wo, an brusthohen Stehpulten, der hochgewachsene, blonde Herr Bauer, der Prokurist und Oberbuchhalter, zusammen mit seinen Unterbuchhaltern und Schreibern in den großen Kontobüchern herumkratzte; die Korrespondenz wurde seit ein paar Jahren schon auf der Schreibmaschine geschrieben; diese Revolution im Bürowesen fand aber in einem entfernteren Raum statt, damit ihr Geklapper die Gedanken der Chefs nicht störe. Herr Bauer war dem jungen Flieg gegenüber stets von großer Höflichkeit, vermied aber jede unterwürfige Geste; er machte kein Hehl daraus, daß er in dem Jungen den künftigen Chef von B. Eisenberg & Sohn sah, wie es denn wohl auch des Vaters Absicht war, wenn er ihn mit ins Büro nahm, ihn allmählich in diese Rolle hineinwachsen zu lassen.

Der Großvater Primo, nach dem Tod seiner Frau, über den man nicht sprach, von Schwermut gezeichnet, war noch nicht aufs Altenteil geschoben; man konsultierte ihn noch, aber jeder im Haus wußte, wer die Entscheidungen traf: die Brüder Flieg. Beide betrachteten mit schlecht verhohlener Mißbilligung die graue Zigarrenasche, die der Seniorchef zu faul war abzustreifen und die ihm auf Weste und Hosenlatz bröckelte; Sohn Helmut dagegen war fasziniert von der nach oben verbogenen Spitze des Mittelfingers, Resultat eines schlecht geheilten Bruchs, und ihrer bräunlichen, vom Tabak verfärbten Haut, und entdeckte in den Augen des alten Herrn, deren Ausdruck dem der Augen seiner Mutter so sehr glich, Zeichen einer Zuneigung, die ihn jedesmal fröhlich stimmte; heute noch, wenn ich mich im Spiegel betrachte, erkenne ich Ähnlichkeiten mit Großvater Primo, in der Form der Stirn, in den Zügen um Lippen und Kinn, in der skeptischen Art des Blicks. Im übrigen schlug der Alte der Flieg'schen Seite der Familie ein herrliches Schnippchen: er heiratete wieder, und nicht irgendeine, sondern die Tochter der reichen Elkischs aus Berlin, auch wenn diese schon in den Jahren und keine Schönheit war, und zeugte in beinahe biblischem Alter mit ihr einen Sohn, Bernhard (emigriert, vor Shanghai im Meer ertrunken), der nun gleichfalls einen Anspruch auf das

Erbe des Urgroßvaters B. Eisenberg erheben konnte, nach dem er genannt worden war. Der Enkel Helmut aber hatte nun einen Onkel bekommen, der erheblich jünger war als er, ein fettes, träges Baby in vornehmer, von den Elkischs beigesteuerter Wäsche, das bei den Fliegs als Produkt einer irgendwie unpassenden Alters-Mesalliance nie ganz als legitim galt; Elsa Primo, verheiratete Flieg, muß geteilte Gefühle gehabt haben bezüglich des neuen Halbbrüderchens, doch sprach sie darüber nie mit ihrem Sohn Helmut: zu groß war die Gefahr, daß ein solches Gespräch zu Fragen über ihre Mutter geführt hätte, die erste Gattin des frischgebackenen Vaters, die Selbstmörderin.

Daß der Sohn, wenn er schon einmal ins Büro kam, so wenig Neigung zeigte, sich mit den gestreiften Socken und den hellgrauen oder beige-farbenen Unterhosen auf dem Mustertisch zu beschäftigen, und lieber um den vertrottelten Großvater herumstrich, enttäuschte den Kaufmann Daniel Flieg; da hatte man auf so vieles verzichtet, was seiner Begabung entsprach und was einen zu tun gereizt hätte, um statt dessen den heruntergekommenen Laden hier hochzubringen, und der Erbe zeigte sich nur gelangweilt. Wofür interessierte er sich eigentlich – die Wissenschaften? Jura? Kunst? Jetzt sollte er, für teures Geld, auch noch Geigenunterricht bekommen; es schadete ja nichts, wenn man auch als Geschäftsmann ein musischer Mensch war. Aber was dachte der Junge wirklich? Was ging vor in seinem Kopf?

Ich versuche mich in die Lage des Kaufmanns Daniel Flieg zu versetzen. Was wußte er im Grunde von seinem ältesten Sohne? Einmal hatte er ihn beim Onanieren ertappt; da lag er auf der Ecke der Couch in seinem Zimmer und wackelte hitzig mit dem Steiß; aber das taten sie alle in dem Alter, kein Grund zu Besorgnis, auch wenn die Schwester Regina, die er mit dem Rechtsanwalt Hartmann verheiratet hatte, dem Vorsitzenden des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens in Chemnitz, die Hände über dem Kopf zusammenschlug, als sie davon erfuhr. Nun würde sein Helmut auch bald Bar Mizwah werden, was die hebräischen Worte waren für Sohn des Gesetzes, und nach jüdischem Recht großjährig



sein; im Orient, wo jene Regeln kodifiziert worden waren, reiften die Kinder schneller heran als in dieser kalten Gegend.

Was blieb? Ihn nach Niederdorf mitnehmen vielleicht; sollte er mal sehen, wie das produziert wurde, was der Vater unter größter Anstrengung, gegen die übermächtige Konkurrenz, gegen Louis Bahner in Oberlungwitz und all die anderen, zu Schleuderpreisen an die Warenhäuser abzusetzen suchte; mochte sein, daß der Junge auf diesem Wege besser an die Sache heranzuführen war.

Zu der Zeit besaß die Firma B. Eisenberg & Sohn ein Automobil, Marke Benz, gekauft in einem reputierlichen Hause und chauffiert von Herrn Herzig, der zu dem Zweck fest angestellt war; mit der einen Hand bediente dieser Gangschaltung und Handbremse, die beide rechts außen an dem grau lackierten Wagen montiert waren, mit der anderen hielt er das Steuerrad, und hatte doch irgendwie eine Hand übrig, um die Richtung anzuzeigen, wenn er abzubiegen plante.

Herr Herzig war auch gerne bereit, dem Sohn des Chefs beizubringen, wie und warum so ein Wagen lief und was zu tun war, um ihn anfahren zu lassen und in Fahrt zu halten, aber der junge Flieger besaß kein Talent für technische Dinge und gefährdete nur, sobald er am Steuer saß, seinen Lehrer und sich selbst, ganz zu schweigen von dem teuren Auto; noch in der amerikanischen Armee wird der Soldat S. H. Kupplung, Gashebel und Bremspedal des ihm anvertrauten Jeeps durcheinanderbringen, ein höchst unamerikanisches Verhalten.

In Niederdorf herrschte immer noch Herr Oertel; der Betrieb war durch einen Anbau vergrößert und mit zusätzlichen Maschinen ausgestattet worden, an denen die Arbeiter hin- und herliefen und bald hier, bald dort hantierten. Dabei warfen sie gelegentlich einen Blick auf den Sohn des Chefs, dem Herr Oertel Erklärungen und Hinweise zu geben suchte: der Junge schien nicht sehr aufmerksam hinzuhören, warum sollte er auch, der würde nie mit seiner Hände Arbeit sein Brot zu verdienen haben.

In Wirklichkeit war dessen Kopf voll wirrer Gefühle und Gedanken, die sich wenigstens teilweise nachvollziehen lassen, denn sie waren die Keimzellen von einigem, was in den Büchern des S. H. zutage treten sollte.

Da war zunächst etwas wie schlechtes Gewissen: diese also schufen die Werte, dachte der Junge, an denen er, ohne ein überzeugenderes Recht zu besitzen als das seiner Geburt, teilhaben durfte; aus ihrer Haut, ihren Knochen kam alles. Dabei sahen sie blaß aus und die meisten auch abgehärtet und gestatteten sich keine überflüssige Bewegung, keine Verschnaufpause; sie stünden, erwähnte Herr Oertel, im Akkord, und nahm an, sein junger Begleiter werde schon wissen, was das sei; und der ahnte es zumindest. Dann fügte Herr Oertel hinzu, so schlecht ginge es den Leuten gar nicht, fast jeder von ihnen hätte sein Stückchen Land, oder einen Garten, auf dem er ein gut Teil dessen anbaute, was auf den Tisch kam, und Karnickel züchteten sie alle. Der Lohn, den der Vater zahlte, schloß der Sohn, reichte also nicht hin zum Leben, und suchte auf den Gesichtern dieser Menschen zu lesen, was in ihnen vorging. Die Gesichter waren in der Mehrzahl stumpf, schicksals ergeben, beinahe gelangweilt; aber einige hatten etwas in sich Ruhendes, das von einer inneren Kraft zu zeugen schien, deren Quelle ihm fremd war. Mit diesen Leuten hätte er sich gerne unterhalten und ihnen erzählt, wie es um ihn bestellt war; aber Herr Oertel tippte ihm auf die Schulter: weiter, junger Herr.

Man wird, das Erlebnis aus der Perspektive späterer Jahre betrachtend, achselzuckend feststellen: Romantik. Ein junger Mensch, fast noch ein Kind und nach Kräften der Eltern behütet, entdeckt die untere Seite der Welt, idealisiert sie sofort, und es entsteht in ihm, vage zunächst, der Gedanke, daß er hier finden könnte, was ihm fehlt – Verbündete. Und einmal in diese Richtung gestoßen, einmal das Auge geöffnet dafür, findet er sich in Chemnitz am rechten Ort. Er wird sich aufmachen und durch die Straßen gehen, die er vorher gemieden hat, Hartmannstraße, Zwickauer Straße, wo die großen Werke stehen mit ihren verrußten Fenstern, Maschinenfabriken, Lokomotivfabriken, Motorenfabriken, und wird beobachten, was da bei Schichtwechsel hervorquillt und die Art, wie sich das bewegt und wohin, und wird Vergleiche anstellen mit dem, was ihn da in seinem Gymnasium umgibt, und wird, mehrmals, Gespräche suchen, die nicht zustandekommen – zu deutlich scheiden ihn Tracht und Manier von diesen Menschen; auch hat er Angst vor den

düsteren, sauer riechenden Kneipen, in die er sich hineindrängen müßte.

Der entscheidende Schub kommt anderswoher: aus der Jugendbewegung, die seit ihren großen Anfängen degeneriert ist zu Formkram, militärischem oft, mit Wimpeln und Halstüchern und Insignia, in deren Reihen sich aber noch immer Gelegenheit findet zu lernen, wie man ein Lagerfeuer entfacht und Suppe kocht und ein Zelt aufschlägt – und Fragen aufwirft.

Ach Gott, woher sollen die zwei Siebzehnjährigen, die Führer der Jugendgruppe, der er mit elterlicher Billigung beitrifft – einer jüdischen, welche andere hätte ihm offen gestanden –, die Antworten haben für das, was ihn bewegt? Martin Seligmann und Leo Bauer wissen nur eines, Zion: in Palästina, wo man als Jude unter Juden leben wird, dort wird Gerechtigkeit herrschen, denn keiner wird mehr besitzen dürfen als der andere, und alles wird sich klären. Und wenn der junge Flieg dagegenhält, daß man aber nun einmal in Deutschland beheimatet sei und das Wohl und Wehe der Menschen hier einen mindestens so sehr beträfe wie das der Kibbutzniks in Erez, erwidern sie, daß bei aller Sympathie für die Unterdrückten überall in der Welt sie sich am meisten sorgten um die unterdrückten Juden; und deren Zukunft, wie die von ihnen beiden, liege in den Bergen von Galiläa. Immerhin aber bestätigen sie den Fakt der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, eine Formulierung, die der junge Flieg für sehr schlagkräftig und überzeugend hält, und, was ihm das Wichtigste ist, sie stoßen ihn nicht zurück; und als man sich schließlich voneinander trennt, ist er es, der die Bindung löst, nicht sie.

Denn Schiller ruft. Irgendwie, so glaubt der junge Flieg, müßten sich seine neuen Erkenntnisse von der Notwendigkeit des Kampfs der Unterdrückten gegen die Unterdrücker mit seinen künstlerischen Ehrgeizen, die sich um diese Zeit immer stärker bemerkbar machen, verknüpfen lassen; und mit Hilfe der Saxonia-Loge der B'nai Brith, des Vereins der Söhne des Bundes, dem auch der Kaufmann Daniel Flieg und seine Frau Else angehören, gelingt ihm jene Theateraufführung, die seinen Namen zum ersten Mal einem, wenn auch nur begrenzten, Publikum zur Kenntnis bringt. Einen Teil der

Jugendgruppe mit sich reißend und den Rest der Komparserie in der jüdischen Religionsklasse anwerbend, überredet er erst diese Schar und dann die Herren vom Vorstand der Loge, die nämlich im ersten Stock eines Hauses in der Theaterstraße, mit Ausblick nach hinten auf den Chemnitz-Fluß, einen geeigneten Saal besitzt, wie großartig und dem deutsch-jüdischen Kulturleben von Chemnitz nützlich es doch wäre, in diesem Raum ein Drama über den Aufstand der unterdrückten Sklaven gegen die römische Herrschaft aufzuführen, ein Drama, das er selber geschrieben habe.

Es hat sich von diesem Stück kein Manuskript erhalten, auch keines der Programme, die mit der Maschine geschrieben waren. Das einzige, was blieb, ist eine schemenhafte Erinnerung in meinem Kopf an goldpapierbeklebte Papp-Panzer, die dauernd verrutschen, an Auftritte zur unrechten Zeit, an Texte, die im falschen Moment oder gar nicht kamen, an einen römischen General, der von der Bühne floh, weil er glaubte, sich blamiert zu haben, und an Gelächter, das stes an unpassender Stelle einsetzte, weil es in dem ganzen Stück nämlich kein Wort gab, das Anlaß zum Lachen hätte geben können. Und an die merkwürdige Stimmung unter den nicht sehr zahlreichen Zuschauern, meist Angehörigen der Akteure, als sie ihre Sprösslinge auf recht realistische Art ausgepeitscht und an hölzerne Kreuze geheftet sahen, und an zwei trauernde, aber außerordentlich kurz berockte Sklavinnen, die den Vorhang zuzogen über all dem Leid: hatte da nicht doch einer ein Kuckucksei in das mit solcher Sorglichkeit saubergehaltene, gutbürgerliche Nest der B'nai Brith gelegt?

Der liebe Gott, über dessen Existenz er schon am Lagerfeuer mit Martin Seligmann und Leo Bauer debattiert hatte und der bei der Vorbereitung seiner Bar Mizwah durch den Rabbiner Fuchs eine so grundlegende Rolle spielte, war für den jungen Flieg keine sehr überzeugende Figur; zu offensichtlich waren die Widersprüche der biblischen Gebote zu der Praxis des Lebens und der vom Rabbi selber vorgetragenen Geschichte des Judentums zu der Haupttugend, die Gott besitzen sollte: Gottes Güte. Auch befand sich der Rabbi, ein Liberaler, selber in der Zwickmühle. Wäre er ein Orthodoxer

gewesen mit Schläfenlocken und schwarzem flachen Hut, für den nur Ritus und Überlieferung zählten, er hätte alles, was nicht in den Kram paßte, einfach von sich weisen können; so aber, um des Zusammenhalts seiner Gemeinde willen, war er gezwungen, aus den verschiedenen Mustern jüdischen Denkens und Verhaltens in einer deutschen Industriestadt der Vor-Hitlerzeit ein einheitliches Dessin zu weben, in dem jedoch nichts miteinander harmonierte. Der Vater, zu dem der Junge über seine ketzerischen Gedanken sprach, erklärte, das Ganze sei tatsächlich sehr schwer auf einen Nenner zu bringen; natürlich suche ein jeder nach Gott, aber wo fände man ihn schon und wie könne man sich ihm wirklich nähern? Im übrigen unterscheide sich eine jüdische Bar Mizwah im Prinzip nur sehr wenig von der Konfirmation bei den Christen; beide seien eben der Markstein eines Lebensabschnitts, nur daß bei den Juden der Knabe allein vor die Gemeinde zu treten und zu zeigen habe, wie brav er aus der Torah, den fünf Büchern des Moses, vorlesen könne, während die Mädchen, die jüdischen, ein solches Vorrecht nicht besäßen. Dann ließ er sich in der Ecke des Sofas nieder, schlug die Beine übereinander, starrte eine Weile vor sich hin und griff schließlich zum Brockhaus.

Es kam aber dann doch der Moment, wo der Junge ergriffen war wie von der Anwesenheit eines Unsichtbaren, als er auf dem Podest stand im Tempel, im Licht der Kerzen, vor ihm die pergamentne Rolle und neben ihm der Lehrer Sommerfeld, die Schultern weißverhüllt, der ihm mit dem gestreckten Zeigefinger des silbernen Händchens am silbernen Stab die Worte wies, die er laut und klar zu lesen hatte, und als darauf, in feierlichem Ornat, der Rabbiner Fuchs die Arme hob und mit gespreizten Fingern den Priestersegen sprach: »Der Herr segne dich und behüte dich...«

Am Abend fand eine jener Familienfeiern statt, die zu veranstalten keine Gelegenheit ausgelassen werden durfte. Lange Zeit befand sich im Besitz der Mutter ein Gruppenphoto, die Onkels im Smoking mit schwarzer Fliege am Halse, die Tanten in großer Toilette, ihrer aller Augen einheitlich ausgerichtet, und mitten unter ihnen, anscheinend peinlich berührt, der Dreizehnjährige, dessen soeben erreichte männliche Reife der Anlaß zur Festlichkeit war. Nach dem

Abgang des Photographen mußte Helmut ans Piano und vorspielen: Begabt, der Junge, und Theaterstücke schrieb er auch, an dem würden die Eltern viel Freude haben.

Musikunterricht erhielt er nun – Frau Holls Fähigkeiten waren längst schon als ungenügend erachtet worden – bei Kapellmeister Steffen. Herr Willi Steffen war ein wirklicher Künstler, mit blonden Künstlerlocken über durchgeistigtem Gesicht und einer ihn weit überragenden Gattin, die weltliches Ungemach von ihm abhielt. An der Städtischen Oper dirigierte er nicht, was dem jungen Flieg als ein Unrecht erschien, ein so verdienstvoller Mann; an der Oper war neben dem Generalmusikdirektor als zweiter Kapellmeister der stets heitere Kitzinger, durch den Helmut später an sehr verdienstvolle Berliner Damen empfohlen wurde; aber alle zwei oder drei Monate leitete Herr Steffen im Saal des Kaufmännischen Vereinshauses das Chemnitzer Symphonie-Orchester, mit Chor, wenn die Komposition dies erforderte. Aber auch Herr Steffen war nicht imstande, seinen Schüler über die üblichen Sonaten und Sonatinen hinaus zu entwickeln; Helmut haßte Tonleitern und Fingerübungen, und die wenigen Stücke, die er zu spielen erlernte, ließen Ausdruck vermissen. Schließlich kamen Eltern und Lehrer überein, daß das Klavier nicht das rechte Instrument für den Jungen sein möchte, und es wurde eine Violine angeschafft, schon um Herrn Steffen auch weiter beschäftigen zu können; doch die Töne, die Helmut, unter Herrn Steffens Anleitung, dieser Violine entlockte, müssen so unerträglich gewesen sein, daß der Musikunterricht dann doch in gemeinsamem Einverständnis abgebrochen wurde, für immer. Was aus der Violine geworden ist, weiß ich nicht; sie tauchte im Leben des S. H. nie mehr auf. Musik war für ihn etwas, das man zuhörend, nicht ausübend, genoß, und früh schon baute der junge Flieg sich ein Detektor-Radio, indem er eine Papprolle mit Draht umwickelte und eine Metallklammer darauf hin- und herschob, bis dann im Kopfhörer, über allem Geknack und Gerausche, der Sender Dresden zu vernehmen war, Parsifal, welch Glück.

Sommers in den großen Ferien fuhr man, solange die Konjunktur noch einigermaßen andauerte, an die See, nach Kolberg, oder später

nach Binz auf Rügen oder nach Norderney, seltener in die Berge; das Bild des Watzmann mit den daneben aufgereihten minderen Gipfeln ist geblieben und das der Strände mit den Häufungen von Strandkörben, denn die wirklich feinen Kurorte, wo man sich vornehm abseits halten konnte, suchten die Fliegs nicht auf, so begütert war man nun auch wieder nicht. Geblieben ist auch der hellrosa Bademantel der Dame im Strandkorb nebenan, die dem Jungen ihre geheimen Reize darbot und ihm dabei geheimnisvoll zulächelte, bis der kleine Bruder vom Wasser her angelaufen kam mit seinem ewigen Gezeter; geblieben der Anblick der quergestreiften, fast bis zum Knie reichenden Badekostüme der Männer, die, einmal naß geworden, faltig am Körper klebten. Auch Helmut trug einen solchen Badeanzug, genau wie sein Vater, wenn der, meist nur auf eine Woche oder zehn Tage, die Familie am Ferienort besuchte; das Geschäft ging, wie immer, vor. Mitunter aber blieb der Vater während der Ferien auch ganz fort; da fuhr er anderswohin, wurde gesagt, auf den Weißen Hirsch, ins Sanatorium. Der Sohn konnte sich unter dem Namen Weißer Hirsch nicht viel vorstellen, und Sanatorium war ihm auch zu unbestimmt – welche Art Sanatorium, was wollte der Vater dort geheilt haben? Erst nach Jahren, in Prag, bei seinem letzten Wiedersehen mit ihm, und dann in Chicago, im Phi-Sigma-Delta-Haus, als Arnold Shure zu ihm kam mit der Nachricht, reimte sich alles auf schreckliche Weise zusammen: der Weiße Hirsch, der Brockhaus, die stummen Abende – der Kaufmann Daniel Flieg muß immer wieder versucht haben, sich von seinen Depressionen zu befreien; aber woher diese rührten und warum sie ihn befielen, habe ich nie erfahren können. Seine Papiere, wenn er welche hinterließ, sind verlorengegangen, und auf die Fragen an die Mutter kurz vor ihrem Tode hat sie keine schlüssige Antwort gegeben; vielleicht wußte sie selber nicht, oder wußte nicht in Worte zu kleiden, was ihren Mann Mal um Mal dazu trieb, sich selbst vernichten zu wollen. Sie hat ihn geliebt, auf ihre stille, ergebene Art, und er hat sie wohl ebenfalls geliebt, aber ob er sich ihr je offenbarte, und wenn ja, wieviel davon sie begriff, bleibt fraglich. Nur eines versicherte sie ihrem Sohn mit aller ihr verbliebenen Kraft: daß nichts, was er je tat oder unterließ, den Tod seines Vaters veranlaßt hat.

Die Badestrände an Ost- und Nordsee boten das erste weithin sichtbare Zeugnis der Erstarkung der nationalsozialistischen Bewegung, deren lärmender Judenhaß, mit dem Appell an alles, was primitiv war im Menschen, im Hause Flieg zunächst nicht recht ernst genommen wurde; oder tat man es geringschätzig ab, gerade weil man sich bereits zu fürchten begann? Redete sich gar ein, daß das böserartige Geschimpf gegen die andern gerichtet war, die Ostjuden, nicht aber gegen sie, die doch ebenso gute Deutsche waren wie die nicht-jüdische Bevölkerung, wenn nicht sogar bessere, denn hatte man nicht, über lange Jahrzehnte hinweg, seine Zugehörigkeit zum deutschen Volke gegen alle Widerwärtigkeiten ertrötzt?

An den Stränden standen, dreidimensionaler Beweis für den Hang der Deutschen zu Grundstückserwerb und Eigenbesitz, die Burgen, meist kreisförmig aufgeworfene Sandwälle verschiedener Höhe, die den Strandkorb tief in ihrer Mitte abschirmten und die mit Hilfe von Muscheln oder Holzstückchen beschriftet wurden – Trautes Heim, Villa Germania, Haus Wilhelmine und dergleichen. Hoch auf der Zinne des Walls, oder aufragend vom Dach des Strandkorbs, flatterte dann die Flagge, die die Gesinnung des Besitzers von Burg und Strandkorb kundtat: schwarz-weiß-rot in der Mehrzahl, Zeichen der Treue zum angestammten Herrscherhaus und der Sehnsucht nach Rückkehr zu den vergangenen Zeiten; hier und da auch das trotziges Schwarz-Rot-Gold eines bessergestellten Sozialdemokraten, der das Risiko auf sich nahm, daß ihm seine Burg über Nacht zertrampelt, sein Strandkorb beißt wurde; und immer häufiger werdend die rote Fahne mit dem schräggestellten Hakenkreuz in weißem Kreise. Ein farbenfrohes Bild, dieser Strand, das die Spannungen der Zeit offenlegte und Böses für die Zukunft verhieß; die Fliegs zogen es vor, Flagge nicht zu zeigen; schon das war eine Demonstration und erregte Mißbilligung bei den Nachbarn.

Die letzte Badereise fand dann ohne Vater, Mutter und kleinen Bruder statt, aus finanziellen Gründen. Er wurde einer jüdischen Dame in mittleren Jahren anvertraut, die in Wustrow am Darss, zwischen Ostsee und Bodden, eine Art Sommerheim für Jugendliche zwischen sieben und siebzehn Jahren betrieb: zu mäßigem Preis, die Menge machte es. Ob koscher gegessen wurde oder nicht,



ist mir entfallen, ebenso wie der Name der Frau, die vernünftig genug war, ihren Schützlingen eine Menge Freiheit zu lassen. Täglich nach dem Mittagessen, mit Madeleine am Arm, schlug der junge Flieg den Weg hinter den Dünen ein, hin zu einem schattigen Hain, wo man den Blicken streunender Badegäste und deren lästiger Brut möglichst entzogen war und wo, zwischen dichtem Sträucherwuchs, die um drei Jahre Ältere ihn zu Boden zog und ihn hastig atmend aufforderte, ihr die Lippen, den Hals, die Brüste zu küssen; zu mehr als dem ließ er sich, eingedenk der Warnungen in dem Buch hinter der Gottfried-Keller-Ausgabe, nicht hinreißen.

Wieder zu Hause in Chemnitz, seine Madeleine, die Leidenschaftliche, im Sinn und Pläne schmiedend für eine Zukunft mit ihr, sobald er die Schule hinter sich hätte, erfuhr er, daß der Benz mitsamt Herrn Herzig abgeschafft worden war und daß man zurückziehen werde zum Kaiserplatz 13, in die alte Wohnung, daß er aber, alt genug sei er ja nun, unabhängig vom Rest der Familie in einem turmartigen Vorbau der Mansarde wohnen werde, mit schönem Ausblick über die Stadt. Eine Verbesserung also für ihn durch die geschäftlichen Schwierigkeiten von B. Eisenberg & Sohn, und als er sein Turmzimmer betrat, das auch schon mit seinen Möbeln aus der Hoffmannstraße eingerichtet war, fiel ihm sofort ein: Dichterklausure, und, naheliegende Gedankenassoziation, der arme Hölderlin in seinem Gehäuse in Tübingen, und er setzte sich hin, um Madeleine zu schreiben, und nahm sich vor, dies nun jeden Tag zu tun, mit eingefügten Kurzversen und Aphorismen; zweimal antwortete Madeleine, dann schienen andere Interessen sie in Anspruch zu nehmen.

Die Klausure erlaubte nicht nur Entwürfe von großen Werken, die sämtlich verlorengegangen sind; in ihr entstanden auch die ersten seiner frühen Gedichte, gleichfalls lange verloren geglaubt, bis sie, die das Wanderleben des S. H. doch irgendwie überdauert hatten, in einem Schränkchen im Keller seines Hauses in Grünau sich wieder fanden. Das zeitlich früheste der Gedichte in diesem Manuskriptband trägt den Vermerk »6. V. 31«, ist also mehrere Monate vor dem skandalumwitterten *Exportgeschäft* geschrieben worden, das er sel-

ber in späteren Jahren – sonderbarer Fall von Amnesie – als sein erstes Gedicht bezeichnet hat. Genannt *Ballade vom Sucher nach Gerechtigkeit*, erscheint dieses Gedicht durchaus nicht wie der typische Erstling eines soeben der Pubertät entschlüpften jungen Lyrikers: kein geliebtes Mädchen kommt darin vor, nichts Sentimentalisches ist darin enthalten; es handelt von einem gewissen August Klatte, der von einem Kai in San Francisco ins Wasser springt, weil er, ein moderner Polykrates, das Glück, das ihn verfolgt, im Spiel, bei den Weibern, sogar bei Diebstahl und Mord, als eine Ungerechtigkeit Gottes empfindet, die er nicht dulden zu dürfen glaubt; außerdem findet sich da, wie auch bei den Gedichten, die unmittelbar auf die August-Klatte-Ballade folgen, ein bereits recht gut entwickelter Sinn für Formen und Rhythmen. Möglich aber, daß auch die vom 6. Mai 1931 datierte Ballade noch Vorgänger hatte: in einer Anthologie *Um uns die Stadt*, deren Vorwort von den Herausgebern mit dem Datum »September 1931« versehen ist, steht ein Gedicht von Helmut Flieg, das *Melancholie vom 5. Stock* heißt, in düsterer Stimmung schwelgt und darin gipfelt, daß einer vom 5. Stock in den Lichtschacht hinunterspuckt; das Ganze in freiem Rhythmus.

In Kombination mit einem eigenen Hausschlüssel gestattete die Klausur nächtliche Besuche und ein für Chemnitzer Verhältnisse böhmienhaftes Treiben, das dem jungen Flieg neue Freundschaften brachte, die ersten wirklichen seines Lebens. Ihn zog es zu den Künstlern. Vielleicht sogar seitens der Eltern planvoll auf ihn angesetzt, taucht Theo Fuchs auf, der Sohn des Rabbiners, (emigriert, verstorben in Buenos Aires), und übernimmt eine Zeitlang die Rolle des geistigen Mentors. Theo, erheblich älter als der junge Flieg – das Muster der Freundschaft mit Älteren ist S. H. geblieben, bis die Älteren ihm wegstarben –, war einen Kopf kleiner als er, ein quirliges Kerlchen mit eindringlicher Stimme und leicht hervortretenden kohlschwarzen Augen; er stand kurz vor dem Abschluß seines Musikstudiums und suchte eine Korrepetitorstelle oder hatte sie bereits. Doch sprach man, bei Tee und Keksen, weniger von Musik als über literarische und philosophische Probleme, Politik eingeschlossen; Theo gestand, daß Gott ihm zur Zeit eher als der große Sinn in der Schöpfung erscheine und nicht als der persönliche, abwechselnd

rächende und vergebende Gott, den sein Vater, der Rabbi, an Festtagen in der Synagoge predigte; von Zionismus hielt Theo nicht viel, das Judenproblem würde nicht durch Ansiedlung in Palästina gelöst werden, sondern durch die Erledigung der sozialen Frage: sobald die Menschen endlich in Frieden und Gerechtigkeit lebten, ein jeder unter seinem Weinstock, wie die Bibel es beschrieb, und in seiner Hütte, werde es auch keinen Grund mehr zu Feindschaft gegen die Juden geben; dabei berief er sich unter anderen auf Marx und Engels, ohne sie allerdings genauer zu zitieren. Am meisten begeisterte er sich jedoch an rechten Tiefsinn erfordernenden Themen, die auch dem jungen Flieg höchst wesentlich zu sein schienen, zum Beispiel, ob eine echte Unvereinbarkeit bestehe zwischen fleischlicher und seelischer Liebe, oder ob Frau beziehungsweise Weib der idealischere Begriff wäre für das Hehre und Großartige, nach welchem sie beide, er und sein Freund Helmut, strebten.

Durch Theo Fuchs – möglich aber auch, daß es durch eigene Initiative geschah, Kunst mußte man vor Ort suchen und Geld konnte man immer gebrauchen – geriet er ans Theater, zunächst unter die Komparsen am Städtischen Schauspielhaus, und jeden Abend, an dem, unter Heinz Wolfgang Littens Regie, die Zuckmayersche Bearbeitung von Maxwell Andersons *What Price Glory* aufgeführt wurde, stand er in amerikanischer Uniform auf der Bühne, in vorteilhafter Nähe des Tisches, auf den sich Fräulein Änne Markgraf, die jugendliche Salondame, aus dramaturgischen Gründen werfen mußte, und begeisterte sich an ihren üppigen Formen. Die zwei oder drei anderen Stücke, in denen der junge Flieg gleichfalls als stumme Figur auftrat, sind mir nicht im Gedächtnis geblieben, wohl weil es darin nicht so sexy zugging.

Wichtiger noch als die aktive Mitwirkung am Bühnengeschehen war der Mittagstisch in der Markthalle, in der Schenke dort, in der in aller Herrgottsfrühe die Anlieferer aus der Umgegend ihr Schnapsfrühstück verzehrten und dann um die Mittagszeit die Schauspieler und anderes Theaterpersonal sich einfanden, da das Essen herzhaft und billig und der Weg vom Schauspielhaus zur Markthalle kurz war; auch vom Staatsgymnasium aus brauchte man nur die Kassbergauffahrt hinunterzugehen und war angelangt. An diesem

Stammtisch, an dem der junge Flieg zunächst nur recht zaghaft Platz nahm, lernte er den Kapellmeister Kitzinger kennen, den bereits erwähnten Regisseur Litten (emigriert, nach Ostberlin zurückgekehrt, dort Suizid), den Schauspieler Hans Söhnker, und Käthchen Itter, die jugendliche Naive des Theaters.

Käthchen, mit ihrem zwitschernden Stimmchen und ihren waserklaren hellblauen Augen, fing den jungen Flieg, ohne sich je bemüht zu haben, eins ihrer Netze nach ihm auszuwerfen; er pries sich glücklich, wenn es ihm gelang, am Kneipentisch in ihrer Nähe zu sitzen, und wenn ihr Blick auf ihn fiel, durchlief es ihn heiß. Ich glaube nicht, jedenfalls kann ich mich nicht entsinnen, daß er wieder Pläne für eine gemeinsame Zukunft machte: eine so große Künstlerin gehörte zu dem auf Erden Unerreichbaren. Ihm genügte es, wenn sie ihn nicht von sich stieß, sondern ihm gestattete, sie ein Stück Wegs bis zu dem Haus in der Weststraße zu geleiten, wo sie ein Zimmer in Untermiete bewohnte, und wenn sie ihn, seltener Höhepunkt von Glück, als Repetitor benutzte; es fiel ihr nicht leicht, ihre Texte zu lernen, und immer wieder hörte er dieselben stockenden Sätze ab und half ihr geduldig weiter, wenn sie, stets an den gleichen Stellen, ins Schwimmen geriet.

Der erhoffte Lohn blieb nicht aus. Eines Abends, als die Szene nach stundenlangem Lernen endlich saß und er, erschöpft, die blaue Schülmütze sich aufs Haar stülpte und nach seiner Mappe griff, schlug sie vor, wenn er wolle, könne er ja bleiben und bei ihr schlafen – auf der Couch natürlich, sie werde ihm Decken und Kissen richten. Er hätte sich gern vor ihr auf die Knie geworfen in Dankbarkeit, aber sie war schon dabei, das Bettzeug zu holen; dann zog sie sich, unbekümmert, Pullover und Rock aus, Strümpfe und Schuh, das Unterhemdchen, und wusch sich, nur mit dem Höschen bekleidet, am Waschtisch in der Ecke die im Mondlicht tatsächlich schimmernde Haut. Ihre Zähne putzte sie auch, während Helmut erschauerte; danach schlüpfte sie in ihr Bett, warf ihm mit einem freundlichen »Gute Nacht!« ein Handküsschen zu und drehte sich zur Wand.

Ein- oder zweimal habe ich darüber nachgedacht, was wohl geschehen wäre, hätte der junge Flieg in jener Nacht sich aufgerafft, zu

Käthchen unter die Bettdecke zu kriechen, und wie es sein Leben beeinflusst hätte. Tatsächlich war er, während er beseligt und in Qualen zugleich wachlag und ihren regelmäßigen Atemzügen lauschte, sehr versucht, es zu probieren, und jedesmal, wenn sie sich im Schlaf bewegte, entflammte neu die Hoffnung, sie möchte nun endlich zu ihm kommen, ihn berühren, ihn zu sich ziehen, sich ihm öffnen. Er hatte die Kosenamen parat, mit denen er sie benennen, die süßen Worte, die er ihr zuflüstern würde; das weitere wagte er nicht, sich vorzustellen; er verließ sich darauf, daß sie ihm schon bedeuten würde, was er und auf welche Weise er's ihr tun sollte. Aber Käthchen schlief. Die kostbaren Minuten verrannen und verflossen zu Stunden, die unwiederbringlich waren. Käthchen schlief ruhig, im Vertrauen auf seine Ritterlichkeit, was ihm seelisch eine gewisse Genugtuung bereitete, ihn aber auch den Verdacht schöpfen ließ, sie möchte ihn nicht ganz für voll nehmen. Dann zeigte sich das erste Grau des Morgens in den Fenstern, und was in der Nacht poetischer Traum gewesen, schrumpfte zu nüchternem Alltag zusammen; die Frage erhob sich, was seine Eltern sagen, wie sie sich sorgen würden, wenn er nicht zum Frühstück erschiene; er mußte trotz seiner gerärderten Knochen aufstehen, sich möglichst geräuschlos waschen und anziehen und ebenso leise verschwinden, wollte er rechtzeitig in der Schule sein.

Da, plötzlich, das zwitschernde Stimmchen: »Nein, nicht dieses Handtuch, nimm das andere. Das da ist mein Untenrum's-Handtuch.«

Käthchen Itters Untenrum's-Handtuch. Wie gern hätte er sein Gesicht hineingepreßt, den Duft ihres Körpers, den verlockenden, eingesogen, wie gern das Handtuch entführt und aufbewahrt für immer, als Andenken an sie und als Signum und Symbol seiner selbstlosen Liebe.

Käthchen war aufgestanden. Sie nahm ihr Untenrum's-Handtuch ihm aus der Hand und warf es in die Ecke; dann gab sie ihm einen Kuß auf den Mund und einen Klaps auf den Hintern und schickte ihn fort.

Schiller verblaßte. An seine Stelle trat Erich Kästner, der mit seinen herben, verführerisch einfachen Versen das muffige Jahrhundert in die Schranken rief, das mit Schiller nicht zu bewältigen war.

Natürlich war es Kästner nicht allein, der auf den jungen Flieg Einfluß nahm; auch andere, die in der Schule ebenso wenig Erwähnung fanden, bestätigten ihm, daß er mit seiner Art, die Umwelt zu interpretieren, auf dem richtigen Wege war: Tucholsky, Brecht, Mehring – Stimmen, die gerade durch ihre Nüchternheit, ihre freche, oft brutale Aussage wirkten. Hier und da suchte er, den einen oder anderen dieser Namen im Deutschunterricht ins Gespräch zu bringen, stieß aber auf dumpfes Unverständnis oder, wo doch ein Lehrer merkte, was ihm da aufgetischt wurde, Feindseligkeit; das Wort Kulturbolschewismus fiel, von Zersetzung war die Rede und vom deutschen Geist, der gegen die Angriffe solcher Leute zu verteidigen wäre; und da um etwa die Zeit im Schauspielhaus auch noch die Dreigroschenoper lief, dieses Musterbeispiel von Negation aller höheren Werte, mußte sich in den deutschnationalen Lehrerköpfen das Bild einer linken Verschwörung runden; eine Anzahl der Herren sah es daher gar nicht ungern, daß an ihrer Schule eine Organisation wie die Hitlerjugend in Erscheinung trat, einzelne ihrer Mitglieder auch gleich in Uniform.

Was lag in einer solchen Situation näher, als den Disput aus dem Klassenzimmer in eine andere, größere Arena zu übertragen und sich auf diese Art den Rücken zu stärken. Vielleicht war es möglich, Kästner unter die Chemnitzer Philister zu holen, damit er diese aufs Haupt schlage, und ihn die immer wieder gestellte Frage, was denn das Positive sei und wo es bei ihm bliebe, öffentlich beantworten zu lassen; zugleich, mutmaßte der junge Flieg, mochte eine persönliche Verbindung zu dem großen Dichter das eigene, sich bereits ankündigende poetische Werk befruchten. Leider nur war die einzige Arena, die sich bot, wiederum die Saxonia-Loge, deren tolerantes, zum größten Teil jüdisches Publikum die Kästnerschen Provokationen achselzuckend hinnehmen oder, schlimmer noch, mit Beifall quittieren würde: nicht die erwünschte Wirkung.

Die Korrespondenz des jungen Flieg mit Erich Kästner über dessen Dichterlesung in Chemnitz hat sich bei keinem von beiden er-

halten; doch müssen ihr Ton und Inhalt sachlich und das gebotene Honorar angemessen gewesen sein, denn Kästner kam, und wenn er über die Jugend seines örtlichen Veranstalters erstaunt war, so war er jedenfalls verständig genug, seine Überraschung und wohl auch sein Amüsement über dessen schwärmerische Verehrung seiner Person nicht zu zeigen.

Der Erfolg des Unternehmens Kästner, der eindeutig auf Konto des jungen Flieg ging, hielt nicht lange vor; größere Sorgen ließen das Ereignis bald in Vergessenheit geraten. Zu Hause mußte man sich finanziell immer mehr einschränken; Helmut besaß nun zwar ein Fahrrad, aber anderes Wünschenswerte, eine Schreibmaschine etwa, wurde verweigert; Anzüge, Hemden, Bücher, Theaterbillets wurden, wenn überhaupt, nur zögernd bewilligt. Auch bei den Mitschülern, besonders denen von außerhalb der Stadt, fiel auf, daß sie immer schäbiger wirkten; ein paar verschwanden überhaupt aus der Klasse; ihre Eltern, hieß die Redensart, konnten sich die Schule nicht mehr leisten, obwohl doch Schulgeld in der Weimarer Republik nicht gezahlt wurde. Auf den Straßen, durch die der junge Flieg, wenn er Zeit fand, immer noch streunte, lungerten die Arbeitslosen, vor den Toren der Werke standen sie Stunde um Stunde, in der Hoffnung, einer von ihnen möchte vielleicht doch gebraucht werden, an den Türen der Läden hingen Pappschilder, Total-Ausverkauf, bevor diese Türen für immer sich schlossen; schuld sind die Warenhäuser, wurde gesagt, mit ihren Billigpreisen, die die kleinen Geschäftsleute ruinierten und den Menschen das letzte Geld noch aus der Tasche lockten; die Warenhäuser aber waren in jüdischen Händen und die Banken ebenso, stand in den Blättern der Rechten zu lesen, besonders der Nationalsozialisten, also waren die Juden schuld: Weg mit den Juden! Die Kommunisten dagegen sprachen von Klassenkampf und verwiesen auf die Sowjetunion, wo es keine Arbeitslosigkeit gab; dafür aber Hungersnot und blutige Diktatur, sagten die Sozialdemokraten, hatten aber auch kein Rezept gegen die Krise, die aus Amerika gekommen war und nun die ganze Welt in ihren Strudel zog. Der junge Flieg debattierte mit seinem Vater: Ihr Unternehmer entlaßt die Leute und denen, die noch in Lohn stehen, beschneidet ihr das Geld; ihr zerstört euch doch den eigenen

Markt, seht ihr das denn nicht, das Gegenteil müßtet ihr tun, investieren. Mit welchem Geld, sagte der Vater, er hätte genug Sorgen, die Verbindlichkeiten von B. Eisenberg & Sohn zu decken. Der Kapitalismus ist am Ende, sagte der junge Flieg, und er hätte hinzugefügt, Recht geschieht euch, wenn er nicht den todtraurigen Ausdruck auf dem Gesicht des Vaters bemerkt hätte.

Da kam Hitler nach Chemnitz.

Seit Tagen schon war getrommelt worden, in der Schule war von kaum etwas anderem die Rede, die Schlägertrupps und die Hitlerjugend waren mobilisiert, seitens des Polizeipräsidiums war angekündigt worden, man werde unparteiisch für Ordnung sorgen. Der junge Flieg beschloß, hinzugehen auf den Markt, selbst auf die Gefahr hin, von einem seiner inzwischen braunbehemdeten Mitschüler erkannt und mit dem Geschrei, »Ein Jud! Ein Jud!« gehetzt zu werden. Hitler in Aktion, das mußte man gesehen haben; zum ersten Mal rührte sich in ihm der Zeitzeuge, der ihn später immer wieder dazu trieb, sich zu exponieren.

Hitler stand auf dem Dach seiner Limousine, breitbeinig, in etwa gleicher Höhe mit Kaiser Wilhelm I. und Bismarck und Moltke auf ihren Denkmalssockeln, und blickte bedeutungsvoll hin über das Volk, das dichtgedrängte. Alles an ihm war schlecht proportioniert, Kopf, Schultern, Gesäß, dazu das eiförmige Gesicht mit der schmierigen Tolle über der Stirn, dem ordinären Mund, dem schwarzen Bürstchen unter der irgendwie unfertigen Nase, und weder das braune Hemd noch die Breeches-Hosen wollten ihm richtig sitzen. Der junge Flieg sah das alles aus dreieinhalb Meter Entfernung, nicht mehr, und fand den Mann, seine Aufmachung, seine Gesten, lächerlich; was war es dann aber, was das versammelte Volk mit solcher Andacht zu ihm aufblicken ließ? Doch nicht die Stimme, dieses Geblaff, als er zu reden anhub, oder der Inhalt seiner Worte, die ohne rechten Reim und Verstand waren, es sei denn, man akzeptierte die seinem Denken zugrunde liegenden falschen Prämissen. Oder zeigte sich hier eine neue Art von Charisma, das nur auf einen bestimmten Typ von Menschen wirkte, und unter bestimmten Bedingungen, so wie gewisse Düfte nur eine bestimmte Art von Insekten anlockten, und zu bestimmten Jahreszeiten? War das aber der



Fall, dann schien, nach der Zahl der Menge und dem frenetischen Beifall auf dem Chemnitzer Marktplatz zu schließen, der Typ, der auf so etwas ansprang, unter den Deutschen beängstigend häufig zu sein.

Dem jungen Flieg wurde es bange. Dann aber, Hitler hatte geendet und das Heil-Gebrüll der Masse vermengte sich mit dem Echo, das von den Bauten ringsum widerhallte, hob Hitler den Arm zu dem nach ihm benannten Gruß, und der junge Flieg sah plötzlich den dunklen, feuchten Fleck in der Achselhöhle des Mannes und dachte: Nein, der nicht, der ist kein Prophet und kein Held, der schafft's nicht.

Noch heute ist mir nicht ganz erklärlich, wieso dieser unappetitliche Fleck, dem ein anderer kaum Beachtung geschenkt hätte, den jungen Flieg so erleichterte, daß er die Gefahr, die auch auf ihn zukam, für gebannt hielt. Vielleicht hatte auch er sich, trotz seiner Skepsis, zunächst überreden lassen, zu glauben, daß da an Hitler etwas Unwiderstehliches sei, etwas Mystisches, das die Menschen mit sich fortriß, und das nun durch die Tatsache, daß der Kerl sich sein Hemd unterm Arm durchgeschwitzt hatte, ad absurdum geführt war.

Flieg sollte sich getäuscht haben.

### 3

Je älter ich werde, desto öfter denke ich über die verworrenen Wege nach, die der Mensch geht, und wie es wohl kommen mag, daß er diesen einschlägt und jenen nicht. Was die Amerikaner als Background bezeichnen – soziale Herkunft, Veranlagung, elterliches Vorbild – dürfte die generelle Richtung dieser Wege bestimmen; aber immer wieder stößt er dabei auf neue Wegscheiden, und wer will sagen, ob es ganz und gar der eigene Wille ist, der ihn veranlaßt, sich hierhin zu wenden oder dorthin, oder ob da nicht doch der Finger eines Anderen ihm sacht auf die Schulter tippte? Und einmal gesetzt den Fall, daß der Mensch tatsächlich sein Schicksal mit eigenen Händen lenkt, inwieweit tut er es durchaus mit Vorbedacht? Und welche Momente sind es, die ihn im Augenblick der Entscheidung bewegen? War es ein Impuls, fehlgelenkt oder auch völlig richtig gesteuert, von einer Hirnzelle zur nächsten? Oder ein Blick, eine plötzliche Sympathie, ein Einfall aus unbekannter Quelle? Oder wieder nur der pure Zufall, den die Gottgläubigen so gerne begreifen als Willen eines Höheren?

Hätte sich, um ein Beispiel zu nehmen, der junge Flieg an diesem Morgen entschieden, beim Frühstück nicht die Zeitung zu studieren, sondern sein Schulbuch, er wäre nie auf die Nachricht gestoßen, daß die Generalität der Reichswehr eine Anzahl ihrer Offiziere als Instrukteure der Kuomintang-Armee nach China zu entsenden beabsichtige; und wäre ihm, nachdem er während der ersten Schulstunde des weiteren über die Sache nachgedacht hatte, in der zweiten nicht der ziemlich banale Reim »exportieren – Offizieren« eingefallen, so hätte er sich wohl kaum entschlossen, ein ganzes Gedicht zu dem Thema unter der Schulbank zu schreiben und hätte dies Gedicht auch nicht während des protestantischen Religionsun-

terrichts in der dritten Stunde, von dem er dispensiert war, zur Redaktion der Chemnitzer Volksstimme getragen und wäre somit auch nicht der Mittelpunkt eines politischen Provinzskandals geworden, in dessen Folge er gezwungen war, Deutschland bereits im März 1933 zu verlassen; vielmehr wäre er im Lande geblieben wie andere seinesgleichen und hätte mit großer Wahrscheinlichkeit als Wölkchen über Auschwitz geendet.

So aber schreibt er dieses Gedicht, staunend, wie leicht es ihm von der Hand geht:

Wir exportieren!  
Wir exportieren!  
Wir machen Export in Offizieren!

Im Ohr die eintönige Stimme des Lehrers und das Flüstern und Gähnen und Räkeln und Kratzen und Rücken und Rutschen und Schnaufen und Schniefen von dreißig oder mehr gelangweilten jungen Menschen, notiert er:

Die Herren exportieren deutsche Wesen  
zu den Chinesen!  
Zu den Chinesen!

Ab und zu blickt er auf, aber der Herr Studienrat ist auf seinen Vortrag fixiert und die Mitschüler hängen ihren eigenen Gedanken nach, oder sie denken überhaupt nicht, und keiner fragt ihn, was er denn da unter der Bank schreibe, und so dichtet er weiter:

Sie haben uns einen Krieg verloren.  
Satt haben sie ihn noch nicht...

Und dann läutet es. Die Schulstunde ist zu Ende, das Gedicht fertig; bei der Einfachheit von Grundgedanken und Struktur sind Korrekturen kaum nötig. Die Verse, stellt er fest, sind nicht sehr regelmäßig, es fehlt die Kästnersche Glätte der Form; aber im Augenblick kümmert ihn das nicht, er hat sich seinen Zorn vom Herzen ge-

schrieben und hat etwas aufgespießt, was ihn lange schon bedrängt und bedrückt hat. Außerdem bezweifelt er stark, daß irgendeine Redaktion ihm sein Gedicht abnehmen werde, wer ist er schon und was kann er denn; trotzdem plant er, sollte er bei der Volksstimme kein Glück haben, sein Werk zum Kämpfer zu bringen, der Kommunistenzeitung, der es mehr auf kräftige Töne als auf künstlerische Vollkommenheit ankommt.

Vom Staatsgymnasium bis zur Redaktion der Volksstimme in der Dresdner Straße ist es ziemlich weit und die Haltestellen der Straßenbahn liegen ungünstig; er hat aber nur eine knappe Stunde Zeit, nicht mehr. Sagen wir, zwanzig Minuten für den Hinweg und zwanzig, um zur Schule zurückzukommen, bleiben fünfzehn für das Gespräch mit dem Redakteur, vorausgesetzt, der läßt ihn sofort vor, und lesen muß der Mann das Manuskript ja auch noch. Doch wieder fügt sich alles, ihn weiterzustoßen auf dem einmal eingeschlagenen Weg: der Kulturredakteur, der Genosse Carl Meyer, befindet sich bereits im Hause und öffnet ihm persönlich die Tür zu seinem Büro.

Es gibt, das ist meine Erfahrung, nur eine bestimmte Anzahl von Gesichtern, typische, sozusagen; wie viele es sein mögen, wäre sicher lohnend, einmal festzustellen. Immer wieder trifft man auf sie im Leben; daher das häufige Gefühl von *déjà vu* bei der Begegnung auch mit Menschen, bei denen man weiß, daß man sie noch nie gesehen hat. Dem Genossen Carl Meyer, mittelhohe Stirn, schmale, prüfende, aber nicht ungütige Augen, kleiner Mund über graumeiliertem, sorgfältig getrimmten Spitzbart, wird S. H. wiederbegegnet in der Gestalt des Genossen Otto Sattler, Herausgeber der Monatschrift der deutsch-amerikanischen Arbeiter-Krankenkassen und deren einziger Ideologe, und des Genossen Kurt Rosenfeld, ehemals preußischer Justizminister und dann, in Amerika, S. H.'s väterlicher Berater, als der, vierundzwanzigjährig, die Verantwortung übernimmt für eine sehr umkämpfte Wochenzeitung – alle drei linke Sozialdemokraten und geprägt noch nach dem Bilde August Bebels. Carl Meyer also liest das Blatt, das ihm der junge Flieg überreicht hat; einmal skandiert er dabei:

Was tun wir denn Böses?  
Wir vertreten doch nur  
die deutsche Kultur –

und wiegt den Kopf und sagt, mehr zu sich selber als zu seinem Besucher, das ist böse, das werden sie uns übelnehmen, aber wir werden's trotzdem drucken; und greift in die blecherne Schatulle auf seinem Schreibtisch und entnimmt ihr fünfunddreißig Reichsmark und drückt dem Dichter die Scheine in die Hand: sein Honorar. Der sagt kein Wort. Er ist erschüttert und von Glück erfüllt zugleich, und denkt: kann denn das wahr sein? Wirklich und wahrhaftig wahr? Gedruckt! In Tausenden von Exemplaren, auf dem Tisch von Tausenden von Lesern! Meine Verse! Mit meinem Namen!

Und macht damit die Entscheidung endgültig – die erste, die sein Leben umformen wird – und schreibt, als der Genosse Meyer, fragenden Blicks, ihm das Blatt zuschiebt, unter das Gedicht mit dem Titel Exportgeschäft den Namen: Helmut Flieg.

Zu Hause verschweigt er die große Neuigkeit; er möchte das gedruckte Werk auf den Tisch legen und die freudige Überraschung der Eltern erleben. Aber am Nachmittag geht er und kauft, sein Honorar sofort nützlich anlegend, die ersehnte Schreibmaschine, eine Continental Portable, die ihn ins Prager Exil begleiten wird und nach Amerika, und die der Sergeant S. H. mit sich schleppt bei seiner Landung in der Normandie, die Schiffswand hinab an schwankendem Netz, und quer durch Europa nach Deutschland zurück, und wieder hin und her über den Atlantik, und auf der er noch allerlei Gedichte schreiben wird und Zeitungsartikel und Flugblätter und Radioscripts und Reportagen und Romane, in deutscher und in englischer Sprache, bis er sie endlich zur Ruhe abstellt im Schrank neben seinem Arbeitszimmer in Grünau; dort steht sie jetzt, sauber und geölt und immer noch schreibbereit.

In den nun folgenden Tagen und Wochen überstürzen sich die Ereignisse. Unklar ist, ob am Morgen nach der Veröffentlichung des Gedichts zuerst die Konfrontation kam mit dem bleichen Gesicht der Mutter und ihren zitternden Lippen und mit dem schweren

Schweigen und strafenden Blick des Vaters und schließlich dessen Frage, habe er, Helmut, sich denn nicht vorstellen können, was die Folgen sein würden in einer Zeit wie dieser, für ihn, für die Familie, für das Geschäft, für die Juden; oder ob dieser Szene vorherging die Rotte, die sich zwischen den Bänken des Schulzimmers hindurch auf ihn zuschiebt. Deutlich ist das Bild ihres Anführers, eines Burschen größer und breitschultriger als er, mit bepickeltem Kinn und Knollennase zwischen zu eng gesetzten stechenden Augen, und wie der die Faust hebt und zuschlägt, und andere zuschlagen, ihm auf den Kopf, die Schultern, die Brust und in die Magengrube; und dabei der Lärm, das Geschimpf, der heisere Haß; und dann ein Lehrer, der eingreift, endlich, oder waren es doch Mitschüler, die zur Besinnung mahnten – jedenfalls zieht sich die Rotte um ein oder zwei Schritte zurück, und er steht da, schwer atmend, schweißbedeckt, verschmutzt, und da ist die Stimme des Lehrers, vielleicht auch des Rektors, der inzwischen gekommen ist: »Gehen Sie, Flieg, verlassen Sie die Schule.«

Man mag den Zwischenfall belächeln: ein bestenfalls mittelmäßiges, dilettantisches Gedicht über eine sehr nebensächliche Episode in der blutigen Geschichte der deutschen Armee; eine Schülerprügelei, obwohl sicher außerhalb der Schule organisiert, denn welcher Chemnitzer Gymnasiast las schon ein Arbeiterblatt wie die Volksstimme; dazu die Reaktion verängstigter Eltern: ein Sturm im Wasserglas. Aber für den damals Achtzehnjährigen eine traumatische Erfahrung, aus der ihm der Trieb erwuchs, *Nur ja nicht diesen noch einmal in die Hände fallen!*, und daraus resultierend dessen Umkehrung, der Zwang, sich selbst immer wieder beweisen zu müssen, daß er sehr wohl imstande ist, einer feindseligen Masse gegenüberzutreten, einer Übermacht Paroli zu bieten. Auch bedenke man den Zeitabschnitt, in dem sich das abspielt, September 1931, da die Menschen in Deutschland an ihrer Zukunft und an den Grundsätzen, nach denen sie gelebt haben, zu verzweifeln beginnen und nach Schuldigen suchen für die Misere, ihre äußere und innere: da kam dieser Bengel gewissen Leuten höchst gelegen, der das einzige, woran sich noch glauben läßt, in den Dreck zieht, den deutschen Offizier, die deutsche Ehre; und ein Jud ist er auch noch.

Die Nationalsozialisten nehmen sich also der Sache an, in der Schule und sehr bald auch außerhalb ihrer Mauern. Die Schulleitung gerät unter zweifachen Druck, denn andererseits haben die Sozialdemokraten in der Landesregierung in Dresden und im Kultusministerium, dem das Gymnasium untersteht, immer noch einflußreiche Positionen, und das Gedicht des Flieg ist in einem sozialdemokratischen Blatt gedruckt worden und der Vater des Flieg ist nach Dresden gefahren, um sich zu beschweren, und das Ministerium hat einen Bericht angefordert. Man fällt also ein mehr oder weniger salomonisches Urteil: das Lehrerkollegium des Staatsgymnasiums zu Chemnitz erteilt dem Primaner Flieg das *consilium abeundi*, den Rat, die Schule zu verlassen, obzwar sein Vergehen, wenn es denn eines war, mit schulischen Angelegenheiten in keinerlei Zusammenhang steht, und gibt den Mitschülern, die ihn mißhandelten, einen formellen Verweis; das tut denen nicht weh, und den Dichter der anstößigen Verse ist man los.

An diesem Punkt erweist sich der Kaufmann Daniel Flieg als Mann von Charakter, als Held sogar, zieht man seine seelische Labilität in Betracht. Er akzeptiert das nicht. Er hält das Gedicht seines Sohnes für vorwitzig und wenig überzeugend und hätte, wäre das Sujet von irgendwelcher Bedeutung für ihn gewesen, leicht ein besseres schreiben können, aber er ist gegen Ungerechtigkeit und er weiß, daß man jetzt nicht nachgeben darf, sonst ist man beim nächsten Mal völlig verloren; und so fährt er, gegen den Rat von Brüdern und Schwägern, die ihn vor dem Risiko warnen, das er eingeht, ein zweites Mal nach Dresden und fordert, daß man von dort aus endlich energisch eingreife: der Sohn mag sich falsch verhalten haben, aber er hat in eine Eiterbeule gestochen, die man ausbrennen muß.

Als er zurückkehrt nach Chemnitz, deprimiert, denn er hat nur halbe Versprechungen erhalten, erfährt er, daß die Nationalsozialisten eine Massenversammlung angekündigt haben im Saal der Gaststätte Meistereck, Thema: Der Fall Flieg, und seine Frau teilt ihm voller Sorge mit, Helmut habe geäußert, daß er hingehen wolle, um, wie er's ausdrückte, »sich zu stellen«.

Das Gespräch, das nun folgt, und dessen ich mich nur bruchstückweise erinnere, gipfelt in einer Frage, die in Anbetracht künfti-

ger Ereignisse einen grausigen Unterton enthält: »Willst du denn auch Selbstmord begehen, Junge?«

Das Gesicht des Vaters, mit den Schatten um die Augen und in den Höhlen unter den Backenknochen, ist geblieben, Teil des Films, ebenso wie der Befehl: »Ich verbiete dir das!« Der junge Flieg hockt also zu Haus an dem Abend; er kommt sich vor wie ein Feigling und ist doch insgeheim froh, daß ihm durch des Vaters Verbot der Kelch, den er sich selber gefüllt hat, von den Lippen genommen ist. Wahrscheinlich würde er Chemnitz verlassen müssen; aber war nicht auch Schiller geflohen vor dem Zorn des Herzogs? Und welche größere Wirkung seiner Verse hätte er sich wünschen können? Das Gesindel hatte aufgejault, das er hatte treffen wollen.

Er öffnet das Fenster seiner Mansardenstube, eine milde Herbstnacht draußen, das Laub fängt gerade an, sich zu verfärben, auf dem Kaiser-, jetzt Gerhart-Hauptmann-Platz ist alles still. Dann geht er hinunter in die zweite Etage, die Mutter zu trösten. Bruder Werner ist bei ihr; hat er, der Ältere, sich seinetwegen je Gedanken gemacht, auch der Kleine trägt schließlich den Namen Flieg und muß zur Schule gehen und geradestehen für seines großen Bruders große Worte. Der Vater liest den Brockhaus. Die Mutter seufzt und sagt: »Es fällt eben alles auf die Eltern zurück.« Das wird sie sagen auch in kommenden Jahren, ein geflügeltes Wort, von ihr selbst geprägt und voller Resignation, und wird ihr Teil Leid und Sorge tragen an dem, was ihr Helmut – immer bleibt er für sie ihr Helmut – auf sich und damit auch auf sie lädt.

Das ist nun mehr als ein halbes Jahrhundert her. Die Redner an jenem Abend im Meistereck sind tot, und von den Teilnehmern an der Versammlung werden auch nicht mehr viele am Leben sein, obwohl der Besuch so zahlreich war, daß noch ein zweiter Saal gefüllt wurde und, wie verlautbarte, »die Säle schließlich polizeilich geschlossen wurden und infolgedessen Hunderte vor den geschlossenen Türen wieder umkehren mußten«. Dennoch wird es mir heute noch eisig ums Herz, wenn ich die Berichte der bürgerlichen Chemnitzer Blätter aus der Zeit lese, wie es auch dem jungen Flieg damals kalt über den Rücken gelaufen sein muß angesichts des Kesseltreibens, das sich da gegen ihn entwickelte.



Der Hauptredner, ein Professor Staemmler, trug zunächst einmal das Gedicht vor (»unter stürmischer Entrüstung der Versammlung«) und erklärte (»unter lautem Beifall«), daß der Verfasser es nicht verdiene, eine deutsche Schule zu besuchen. Der ihm von der Schulleitung erteilte Rat, die Schule zu verlassen, das consilium abeundi, sei eine leere Geste (»Zuruf: Ohrfeigen wären richtiger!«); ob die Versammelten vielleicht glaubten, der Gemaßregelte werde den Rat befolgen und die Anstalt verlassen? (»Schallendes Gelächter.«) Nein, wenn er sich bis Ostern nichts Gleichartiges zuschulden kommen lasse, werde Flieg das Abitur machen, eine deutsche Hochschule beziehen, vielleicht sogar Richter über deutsche Volksgenossen werden oder Beamter. (»Zuruf: Minister!«) Aber eine Sitzung des Elternrats werde einberufen werden und entscheiden, ob ein solcher Mensch einer deutschen Schule überhaupt aufgezwungen werden könne. (»Lebhafte Zustimmung.«) Wenn aber der Vater eines solchen Schülers auch noch den Mut aufbringe, sich beim Ministerium zu beschweren, so beweise das, daß er wisse, was in Deutschland noch möglich sei. (»Zuruf: Frechheit!«) Das Ziel müsse sein, dafür zu sorgen, daß Flieg von der Schule verschwinde und daß er überhaupt kein deutsches Abitur machen könne. (»Zuruf: Sehr richtig!«) Man werde die Angelegenheit zur weiteren Verfolgung der nationalsozialistischen Landtagsfraktion übergeben. (»Langanhaltender Beifall.«) Nachdem noch zwei andere Redner, der Stadtverordnete Hänig und der Führer des Schülerbundes, Hörig, erklärt hatten, daß der marxistische Geist aus allen deutschen Schulen vertrieben werden müsse und daß die deutsche Jugend nicht dulden werde, daß ihre Väter, die das Vaterland so heldenhaft verteidigt hätten, besudelt würden, nahm die Versammlung eine Entschließung an, auch im Namen der deutschen Schüler des Chemnitzer Staatsgymnasiums und ihrer Eltern, die Landtagsfraktion der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei möge dafür eintreten, daß der Primaner Flieg von der Schule entfernt und verhindert wird, an einer deutschen Schule ein Abiturientenexamen abzulegen. Von sich aus fügte die Redaktion des Chemnitzer Tageblatts hinzu, sie hoffe, daß durch diesen Abend der Staatsanwalt auf den Fall Flieg aufmerksam geworden sei; es gäbe da ja das Republik-

schutzgesetz, und die Besudelung des deutschen Offiziers müsse auch den Reichspräsidenten treffen, dessen Person untrennbar sei von seiner Offiziersehre. Dann teilte das Blatt als eigene Information mit, daß auch die Deutschnationale Landtagsfraktion und verschiedene Offiziersverbände sich mit der Angelegenheit befassen würden.

Es gibt, ein jeder wird das bei sich selber bestätigt finden, weiße Flecke auf der Landkarte des Gedächtnisses: da wird etwas gnädig verdeckt, was sonst kaum erträglich wäre. Und da sich auch keine Aufzeichnungen des jungen Flieg aus der Zeit erhalten haben und Zeugen nicht mehr existieren, ist nicht festzustellen, ob er in den Wochen zwischen der gewalttätigen Auseinandersetzung seiner Mitschüler mit ihm und der Versammlung im Meistereck noch einmal zur Schule ging; wenn ja, muß es eine Selbstüberwindung und einen Mut erfordert haben, die einer besseren Sache wert gewesen wären – oder er verstand es schon damals sehr gut, sein Innenleben vor der Umwelt abzukapseln. Ich bezweifle jedoch, daß sein Vater, gewarnt durch die bedrückenden Erfahrungen mit der Dresdner Ministerialbürokratie, ihn dieser Tortur ausgesetzt haben würde. Sicher ist, daß der junge Flieg in den Tagen nach der Versammlung, als die Hetze gegen ihn über die Grenzen von Chemnitz hinauswappte und die Schulleitung ihr consilium abeundi in eine direkte Relegierung verwandelte, zu Hause blieb. Zu den Familienberatungen, an denen sämtliche in Chemnitz lebenden Onkels und Tanten, auch die angeheirateten, teilnahmen, wurde er nicht hinzugezogen; es interessierte ihn auch nicht mehr, mochten sie beschließen, was ihnen gut schien; er war, so dachte er, durch die Hand des Schicksals in einen Strudel hineinkatapultiert worden, der noch vieles mit sich reißen mochte, und er würde nun versuchen müssen zu schwimmen, so gut er konnte.

Die Mutter war bei ihm, die sanfte Mutter, die ihren Sohn immer verteidigte, ganz gleich was er tat, auch in späteren Jahren. Da ist das Direktionszimmer einer Schule irgendwo in Berlin-Neukölln: vor dem Schreibtisch sitzend Frau Flieg aus Chemnitz und ihr Sohn, der Sohn irgendwie peinlich berührt, daß er, der Urheber nicht nur des

Gedichts, sondern auch von dessen politischen Folgen, sich immer noch ans mütterliche Schürzenband klammern muß. Vielleicht sollte er statt der Mutter dem Mann hinter dem Schreibtisch, dem großen Schulreformer Fritz Karsen, Vortrag halten darüber, wie alles gekommen war, und was er beabsichtigt hatte, und wieso er sich darüber erregt hatte, daß diese Offiziere nach China geschickt wurden: nicht nur um der armen kleinen Chinesen willen, nein, mehr noch wegen der Deutschen, schließlich war ein Weltkrieg genug, aber sie gierten schon wieder nach Revanche. Der Professor Karsen jedoch nickte und tat, als wisse er das alles längst, und wahrscheinlich wußte er es auch. Am Ende erklärte er seine Sympathie für die Lage des jungen Flieg, nur unternehmen könne er leider nichts für ihn, aus verschiedenen guten Gründen, so gerne er es auch täte. Also gut, dachte der junge Flieg, dann ohne Abitur; zum Dichten brauchte man keine Reifeprüfung.

Aber die Mutter gab nicht auf. Wenn er, sagte sie, der berühmte Professor Karsen, auf den sie so fest gebaut habe, an seiner eigenen weltbekannten Institution keine Möglichkeit für ihren Sohn sah, vielleicht gab es dann eine andere in Frage kommende Schule, deren Direktor bewogen werden könnte, über ein paar törichte Verse hinwegzusehen?

Professor Karsen, damals noch keine fünfzig, ein Sitzriese mit breitflächigem Gesicht und sparsamen Gesten, saß da und schien nachzudenken. Dann griff er tatsächlich zum Telephon.

So kam denn der junge Flieg an den Professor Paul Hildebrandt, Doktor der Philosophie, Leiter der Heinrich-Schliemann-Schule im Norden Berlins (Gymnasium und Realgymnasium) und Redakteur für Pädagogik im Hause Ullstein (Vossische Zeitung, Berliner Morgenpost, Uhu, etc.). Hildebrandt, graues, borstiges Haar über quergefurchter hoher Stirn, übergroße graue Augen, plattgedrückte Nase, wulstige Lippen, hatte ein herrliches, fast bellendes, alle Widersacher entwaffnendes Lachen; ich sehe ihn noch vor mir, wie er, irgendwelcher Schwierigkeiten mit seinen Füßen wegen, mit trippelnden Schrittschritten durch den Korridor seiner Schule eilt oder, seine hübsche Sekretärin, Fräulein Schuchhardt, zur Seite, durch die Gänge des Ullstein-Hauses; Fräulein Schuchhardt aber hatte Augen

nicht für den jungen Flieg, sondern nur für ihren Professor, den sie, unter Vertrauten, als Ihmchen bezeichnete, warum, wußte niemand – Ihmchen hat das gesagt, Ihmchen hat jenes getan –, was der junge Flieg nun wieder höchst maniert fand.

Hildebrandt nahm ihn auf in die Heinrich-Schliemann-Schule, ohne Bedingungen, ohne bürokratische Sperenzchen, Hildebrandt haßte den Papierkrieg; und hier erlebte der junge Flieg einen Unterricht ganz anderer Art als den ihm vertrauten: es ging eher zu wie in einem Seminar als in einer Schulklasse, da gab es keine Paukerei, keinen Formelkram, die Lehrer, offenbar ausgesuchte Leute, waren frei von Unsicherheit und gewillt, ihr Wissen zu teilen und ihre Fakten zur Debatte zu stellen, besonders die zwei Brüder Warschauer, die Deutsch und Geschichte lehrten, Frank, der übrigens ein ganz bekannter Schriftsteller war, und der rothaarige Martin; Hildebrandts Fach war Latein. Auch waren die Schüler, obwohl sozial ganz ähnlich geschichtet wie die in Chemnitz, anders: gelassen, weltoffen, bereit, Meinungen gelten zu lassen; keine Rüpel unter ihnen und, wie es schien, auch keine Nazis, dafür aber einige ältere Jahrgänge; Herr Winterspecke, mit dem der junge Flieg sich anfreundete, war sechsundzwanzig und ging noch einmal zur Schule, um sein Abitur nachzuholen und dann zu studieren, Handelswissenschaft wohl.

Untergebracht war der junge Flieg, wie denn anders, bei der Verwandtschaft. In dem großen Mietshaus Ecke Hasenheide und Südsterne – im Erdgeschoß befand sich zu der Zeit ein Aschinger-Restaurant, wo man Brötchen umsonst zu essen bekam – unterhielten im vierten Stock zwei der Schwestern des Vaters, Linka und Liesel, mit ihren Männern, dem Kneipier Max Jonas und dem kaufmännischen Vertreter Max Rosenberg, genannt Atze, eine vielräumige Etagenwohnung, von der zwei Zimmer weitervermietet wurden, des Geldes wegen: eines an den gemeinsamen Neffen Helmut, das andere, größere, an das Ehepaar Arvid und Mildred Harnack (hingerichtet als Mitglieder der Untergrund-Organisation Rote Kapelle), Akademiker, die Frau Amerikanerin, stille, blasse Leute, die stets freundlich und ein bißchen geistesabwesend lächelten; der junge Flieg ist ihnen mehrmals begegnet.

Liesel war jene Tante, die ihm in Bad Kösen das weiße Tuch um das vom Ziegenpeter geschwollene Gesicht geknotet hatte und die ihm darum in ungueter Erinnerung war; auch jetzt, ob im Auftrag seiner Eltern oder nicht, kümmerte sich die Tante in penetranter Weise um ihn, fragte ihn aus, erteilte Ratschläge, bis er sie darauf hinwies, daß sie eigene Kinder habe, denen sie sich widmen könne; Onkel Atze, ein kleiner Mann, sehr stramm, sehr aufrecht, mit einem Schnurrbärtchen um einige Millimeter breiter als das Hitlers, stellte ihn des Abends empört zur Rede und drohte, ihm das Zimmer zu kündigen; doch machte er seine Drohung nicht wahr.

Da war Onkel Max Jonas bei weitem vorzuziehen; ein ruhiger, untersetzter Mensch mit rundem roten Gesicht, hatte der ihn eingeladen, ihn jederzeit und nach Belieben in seiner Kneipe zu besuchen, doch vorzugsweise nachmittags, wo man sich noch unterhalten könnte; die Kneipe, in der Nähe der Hasenheide, hatte zwei große Fenster zur Straße hinaus, durch die das Licht drang, das sich so angenehm auf der Holztäfelung der Wand und dem Chrom der Theke widerspiegelte und dem Onkel, der da vor den Regalen mit den bunten Flaschen stand, geradezu Rembrandtschen Schatten verlieh; der Onkel pflegte ihm einen bräunlichen Schnaps einzuschenken, der nach Lakritze schmeckte und, wie er erläuterte, den Magen beruhigte. Dann sprachen sie über das Leben, das nie einfach gewesen war für den Onkel und immer schwieriger wurde, denn die Kundschaft verringerte sich ständig, und manchmal fanden sich, unter die Tür geschoben, hakenkreuzbemale Zettel an, auf denen stand, daß man ihm den Laden in Klump schlagen werde, wenn er nicht von sich aus zumache, verdammter Jud.

Auch den Onkel Arnold Namm schätzte der junge Flieg sehr, den Mann der ältesten Schwester des Vaters, Recha. Die Namms wohnten mit ihren Kindern Lutz, Hans und Gerda in der Wallner-Theater-Straße, dem Theater direkt gegenüber, und erhielten ihrer künstlerischen Interessen wegen verbilligte Eintrittskarten; dies verlieh ihnen auch selbst etwas von der theatralischen Aura, die den jungen Flieg so anzog. Außerdem hatte der Onkel ihn, da war er kaum vierzehn gewesen und durfte zu einem Kurzbesuch nach Berlin kommen, mit der sündhaften Seite des hauptstädtischen Lebens

bekannt gemacht, indem er ihn in eine Revue mitnahm; dort, von der hintersten Balkonreihe aus, zu besseren Sitzen reichte das Geld des Onkels nicht, hatte er das Lied von den Mägdelein, die untern Linden, untern Linden spazieren gehen, taufrisch zu hören bekommen und zuschauen dürfen, wie die Girls auf der Bühne unten ihre nackten Beine in die Luft warfen. Vetter Hans suchte ihn zu überreden, dem jüdischen Ruderklub beizutreten; körperliche Ertüchtigung, sagte Hans, der vor Eifer leicht ins Stottern geriet, sei gerade für Juden von größter Wichtigkeit, und es gäbe da auch ein sehr schönes Klubhaus; der junge Flieg jedoch war der Ansicht, daß sportliche Betätigung, Schach ausgenommen, eher den anderen Bevölkerungsteilen angemessen wäre, und lehnte ab.

Blieb noch der Onkel im vornehmen Westen, um die Ecke vom Kurfürstendamm, Gatte der zweitjüngsten Schwester des Vaters, Dora; Onkel Alfred, nicht nur Rechtsanwalt, sondern auch Notar, trug eine Hindenburg-Frisur, und seine Stimme war ebenso markig wie die des Feldmarschalls in ihren besten Zeiten. Der junge Flieg vermied es tunlichst, Onkel Alfred und Tante Dora zu besuchen, obwohl deren älteste Tochter, Evchen, sich ihm bei jenem ersten Kurzbesuch durch einen Auftritt im Flatterhemdchen empfohlen hatte; Evchen hatte jedoch ihrer Mutter geschraubte Redeweise und ihr vornehmes Gehabe, man war schließlich wer, und selbst der wohlgerundete, feste Hintern der Cousine konnte dafür nicht entschädigen.

In den Monaten zwischen Oktober 1931, als er nach Berlin übersiedeln muß, und dem Frühjahr 1932, da er sein Abitur macht, reift sein Entschluß, Journalist zu werden. Lyrik gut und schön, aber wenn man nicht gerade Kästner war, der ja nebenher auch noch manch anderes schrieb, ließ sich davon nicht leben – siehe Rilke und wie viele noch, die sich hatten durchschnorren müssen; und selbst Herr Walther von der Vogelweide hatte erleichtert aufgejubelt, als er endlich sein Lehen erhielt.

Daß er schreiben kann, wird dem jungen Flieg immer wieder bestätigt, auch und gerade von seinen neuen Lehrern, und daß er ein scharfes, kritisches Auge hat, wie ein Journalist es braucht, weiß er –

zu scharf, zu kritisch oft, ist ihm mehr als einmal gesagt worden. Professor Hildebrandt hat ihm angedeutet, daß er neben seinem Studium an der Universität vielleicht bei Ullstein wird volontieren dürfen; nicht länger isoliert wie in seiner Chemnitzer Schulklasse, gewinnt er an innerer Sicherheit, wird ruhiger und damit sympathischer und kann sein Leben planen, auch wenn auf den Straßen Berlins bereits Schlachten stattfinden und es unklar ist, ob überhaupt noch eine Regierung der Staatskrise Herr werden kann, die sich anbahnt.

Und es gibt Nächte, da schläft er schlecht. Er ist ein gebranntes Kind: was würde geschehen, wenn diese Nazis, die ihn von Chemnitz her auf der schwarzen Liste haben, tatsächlich an die Macht kämen? Was würde aus Vater und Mutter und Bruder werden, aus der Firma B. Eisenberg & Sohn? Aus den Juden? Aus diesem ganzen Deutschland, dessen Bürger in ständig wachsender Zahl jegliche Urteilskraft zu verlieren scheinen und in Scharen irgendwelchen Hellsehern und Wunderdoktoren und falschen Propheten nachlaufen, und in dessen Städten, allen sichtbar, sich ganze Bürgerkriegsarmeen formieren?

Er nimmt Partei: links natürlich, obwohl es nicht leicht ist zu entscheiden, welcher der linken Gruppierungen ein einigermaßen denkfähiger junger Mensch sich anschließen soll. Den Sozialdemokraten, die das Schicksal der Republik einem offenbar bereits senilen kaiserlichen Feldmarschall anvertraut haben, der für Demokratie oder gar Sozialismus kaum viel übrig haben kann? Den Kommunisten, die zwar eine Art Zukunftsvision haben und erkennen, daß der Feind rechts steht, in der Praxis aber ihr lautestes Geschimpf gegen ihre sozialdemokratischen Klassenbrüder richten und gelegentlich sogar mit den Nazis gemeinsame Sache machen gegen die von allen Seiten bedrängte sozialdemokratische preußische Staatsregierung, welche ihrerseits wieder ihre Polizei lieber auf die kommunistischen Rotfrontkämpfer-Verbände einprägen läßt als auf die Schlägertrupps des Dr. Joseph Goebbels? Oder einem der linken Splittergrüppchen, die im Streit der Brüder ihr dünnes Stimmchen zu erheben suchen, ohne Gehör zu finden, und ins Theoretisieren, wenn nicht gar Spintisieren geraten?

So deutlich und klar mag er die Frage zu der Zeit nicht durchdacht haben; überhaupt wird er mehr aus dem Gefühl heraus gehandelt haben als nach kühler Analyse, und Aufzeichnungen von seiner Hand, die da Hinweise geben könnten, sind nicht vorhanden. Aber die politische Einstellung der Zeitungen und Zeitschriften, denen der noch nicht Zwanzigjährige seine Verse gab oder für die er im Auftrag schrieb, ist bekannt, und es lassen sich Rückschlüsse auf seine Haltung aus ihren Namen ziehen: der Weltbühne Carl von Ossietzkys, Leopold Schwarzschilds Tagebuch, der SAZ, dem Blatt der kurz SAP genannten Sozialistischen Arbeiterpartei, und der Welt am Abend sowie dem Berlin am Morgen des Genossen Willy Münzenberg. Schule und – nach der Abiturprüfung, bei der ihm die schriftlichen Arbeiten erlassen werden – die Universität werden immer mehr zur Nebenbeschäftigung; er will leben, miterleben, er findet diese Zeit und dieses Berlin aufregend, und wenn er, an gelegentlichen Wochenenden oder während der Ferien, von Berlin nach Chemnitz zurückkehrt, stellt er mit einem Anflug von Dankbarkeit fest, daß seine Relegation vom Staatsgymnasium auch ihre guten Seiten gehabt haben könnte.

Auf diesen Reisen, man brauchte damals gute dreieinhalb Stunden für die Fahrt, trifft er des öfteren mit dem Regisseur Heinz Wolfgang Litten und dem Kapellmeister Kitzinger zusammen, den Stammtischfreunden aus der Schenke in der Chemnitzer Markthalle, die es häufig nach Berlin zieht. Kitzinger, ein hilfsbereiter Mensch, glaubte zu erkennen, was dem jungen Flieg in Berlin fehlte, und empfahl ihn an zwei seiner abgelegten Freundinnen dort, Frau Trude und Frau Setta. Frau Trude lud ihn zu Kaffee und Kuchen ein und gestattete ihm, ihren Leib lange und heiß zu umfassen; Frau Setta schwärmte von den besonderen Fähigkeiten ihres früheren Freundes und verlangte oralen Sex, aber eingedenk der Warnungen Abba Schneckenburgers während jener Chemnitzer Turnstunde verweigerte der junge Flieg sich und verdarb so das ganze Tête-à-tête.

Erst Jahre später erfuhr S. H. von seiner Mutter: sie war damals, in ihrer Seelennot, tatsächlich nach Berlin gefahren und hatte bei Carl



von Ossietzky in der Redaktion der Weltbühne vorgesprochen; ob ihr Junge denn auch wirklich begabt sei, hatte sie ihn gefragt, und ob er, Ossietzky, den Eltern zuraten könne, ihn Dichter und Schriftsteller werden zu lassen. Die Szene muß etwas Rührendes gehabt haben: die kleine, immer noch schöne Frau, die ihre Augen ängstlich besorgt auf den berühmten Mann richtet, und dieser, wohl etwas erstaunt zunächst, dann mit verständnisvollem Lächeln ein paar von seinen roten Heften durchblättern, in denen er Verse des jungen Flieg gedruckt hat, und ihr versichernd: Aber ja, gnädige Frau, begabt ist er schon, und sicher wird etwas aus ihm werden, da seien Sie ganz beruhigt.

Was der junge Flieg selbst mit Ossietzky gesprochen hat während des einzigen Besuchs, den er ihm abstattete, habe ich mir vergeblich ins Gedächtnis zu rufen versucht: er übergab ihm eins seiner Gedichte bei der Gelegenheit. Vor das Bild des Chefredakteurs am Schreibtisch hat sich ein anderes Bild geschoben, das des Konzentrationslagerhäftlings in lumpiger Jacke, den Kopf mit dem markanten Kinn zwischen die Schultern gezogen, als erwarte er den nächsten Hieb. Viel werden sie nicht miteinander geredet haben, und von großer Bedeutung wird es kaum gewesen sein, sonst hätte es sich dem jungen Flieg wohl stärker eingepägt; beim nächsten Besuch in der Redaktion war Ossietzky dann nicht mehr da; er ging ja schon ins Gefängnis, bevor Hitler an die Macht kam.

Mit der Redaktion des Tagebuchs gab es nur Korrespondenz; anders war es bei der SAZ, da ging der junge Flieg des öfteren hin und führte in den kahlen, noch kaum möblierten Redaktionsräumen lange Gespräche mit dem Genossen Will Schaber, dem Kulturredakteur, einem hochgewachsenen, hageren Mann, der gerne lächelte und eine Art Schwäbisch sprach. Meist redeten sie über die Frage, wie man der ständig steigenden braunen Flut – Schabers Terminologie oder die des jungen Flieg? – Einhalt gebieten könne. Die beiden großen Parteien der Linken, darüber war man sich einig, mußten sich zusammenschließen zu einer alles umfassenden Abwehrfront, Sozialdemokraten und Kommunisten mußten endlich gemeinsam handeln. Aber die Chancen dafür waren gering, und Schaber suchte die deprimierte Stimmung, in der die Gespräche zu enden drohten,

durch eine optimistische Bemerkung zu brechen: Irgendwann würde es schon dazu kommen, irgendwie fände sich schon eine Lösung, man müsse nur die Arbeiterklasse mobilisieren. Als Beitrag dazu schreibt der junge Flieg wieder politische Verse, doch jetzt, da er klüger geworden durch Schaden, unter dem romantischen Pseudonym Melchior Douglas, und Schaber druckt sie.

Bruno Frei, Chefredakteur von Berlin am Morgen, der sich im Hause Münzenberg des jungen Flieg annahm, war in vielem das Gegenteil von Will Schaber. Nicht, daß er die Dinge in einem rosigeren Licht gesehen hätte als der; aber er neigte nicht zu philosophischen Unterhaltungen mit seinen Mitarbeitern: Münzenberg wollte populäre Blätter gemacht haben, Boulevard-Stil, und wie S. H. in seiner späteren Arbeit selbst erfahren sollte, kostete es mehr Zeit, kurz und prägnant zu schreiben als wortreich und verschwommen, und noch mehr, anderer wortreiche Prosa auf ein lesbares Maß zu trimmen. Dazu kam, daß Frei in erster Linie nicht Funktionär war, sondern Journalist, Berufsjournalist sogar, und Österreicher; die österreichische Presse aber zog sich Leute heran, die eine leichte Hand hatten und im allgemeinen auch mehr Phantasie als ihre deutschen Kollegen; jedenfalls lasen sich die deutschen Lügen immer viel schwerfälliger. Zusammen mit Frei nun entstand die Idee einer neuartigen Reportage über ein altes Problem, die Arbeitslosigkeit; und eines Morgens begab sich der junge Flieg, seine Kollegs an der Universität schwänzend, zu einem Treff mit drei Arbeitslosen, die durch die Proletarierviertel von Berlin ziehen würden, um in den Hinterhöfen zu singen. »Ich wollte«, so schreibt er in seinem Artikel *Berliner Hofmusik*, »an der untersten, ausgestoßensten Schicht des gesellschaftlichen Gebäudes nachprüfen, wie lange es wohl noch festbleiben würde.« Die Metaphern mögen zu kühn sein, aber der Vorsatz war lobenswert, und des jungen Autors mit F-g gezeichnetes erstes Feature, wie man es heute nennen würde, nimmt eine gute halbe Seite des Blattes ein, inklusive Illustration.

Eigenartig mutet es an, daß in keinem der Blätter des Hauses Ullstein etwas von dem jungen Flieg erscheint, trotz des Interesses, das Professor Hildebrandt immer noch an ihm nimmt. Ich glaube nicht, daß einem so mutigen Manne wie dem Professor bange geworden

sein sollte vor dem, was er da an seinem Schliemann-Gymnasium ausgebrütet hatte, und daß er es vorzog, lieber etwas Distanz zu seinem Schüler zu halten; eher ist zu vermuten, daß man bei Ullsteins angesichts der Dinge, die man kommen sah, bereits zur Vorsicht neigte, im Gegensatz zum regierungsamtlichen Rundfunk, wo Edlef Koeppen, der literarische Leiter der Funkstunde Berlin, mehrmals Gedichte des jungen Flieg lesen ließ.

Mit Kästner gestaltete sich der Kontakt insofern etwas schwierig, als der Dichter den größten Teil des Tages durchschlief und erst abends lebendig wurde, wenn die Theater und Kabarettis ihre Tore öffneten und die besseren Restaurants sich zu füllen begannen; das war die Zeit, wo er sich mit Leuten traf, und erst, wenn die dann nach Hause torkelten, begann er zu schreiben – meist in einem Café am Kurfürstendamm, ziemlich weit draußen in Richtung Halensee; dort konnte man dann, wenn er's nach getaner Arbeit gestattete, im zarten Grau des anbrechenden Tages sich zu ihm an den Tisch setzen.

Auch damals schon, erinnere ich mich, hatte Kästner den spöttisch geschürzten Mund und den zweifelnden Blick und die etwas nasal klingende Stimme, Eigenheiten, die es ihm erschwerten, die Wärme auszustrahlen, derer er durchaus fähig war; so hat der junge Flieg die Verse, die er jedesmal in der Tasche trug, wenn er ihn aufsuchte, ihm nie gezeigt. Einmal sprach er zu Kästner davon, wie dezeptiv einfach dessen Gedichte doch klängen und welche Unmenge Arbeit in Wahrheit darin stecken müsse, wozu Kästner nickte und der junge Flieg wiederum ihm mitteilte, wie er sich bemühe, dem verführerischen Einfluß des Kästnerschen Duktus nicht zu verfallen. So sehr er das Gespräch mit Kästner auch suchte, seine Gefühle dabei waren höchst gemischter Natur; einerseits wollte er den Eindruck vermeiden, als suche er Belehrung von dem Meister oder gar Anerkennung, andererseits sehnte er sich nach einem Wort des Zuspruchs, der Ermutigung, und hätte heißen Herzens dafür in der einzigen Währung gezahlt, die ihm zur Verfügung stand: Anhänglichkeit. Und vielleicht wäre auch Kästner bereit gewesen, gerade dies zu akzeptieren; so aber verlor sich die Scheu, die anscheinend beide, S. H. und er, voreinander gehabt hatten, erst viele Jahre spä-

ter, kurz vor Kästners Tod, und da war nur noch die offene, herzliche Freundschaft.

Die drei oder vier frühmorgendlichen Gespräche auf dem Kurfürstendamm blieben also mehr oder weniger unpersönlich und werden, da die Morgenblätter bereits auf dem Stuhl neben Kästner lagen, in der Hauptsache von den Ereignissen des Tages gehandelt haben und davon, wie sie Kästner betrafen, dessen bitterböse Verse ihn bei der Rechten so verhaßt gemacht hatten. Ob Kästner Angst gehabt hat, weiß ich nicht; dem jungen Flieg gegenüber deutete er jedenfalls nichts davon an; aber daß er keine freudige Zukunft für sich und andere erwartete, war klar.

Schließlich verabschiedeten sie sich, und Kästner sagte, Sie wissen ja, wo Sie mich finden können, und der junge Flieg ging zur U-Bahn und fuhr zur Universität.

Für das, was der junge Flieg als sein Fach betrachtet, hat die Universität keinen fertigen Studienplan. Philosophie studiert er, weil er die Gedanken sucht, nach denen die Welt in ein geordnetes System zu bringen wäre; Geschichte, weil aus ihren Fakten erhellen sollte, wo die Zusammenhänge liegen; Literatur, weil die Widerspiegelung des Lebens in ihr, so verzerrt sie auch sein mag, Rückschlüsse zulassen wird auf das Leben selbst; und Zeitungswissenschaft, weil man schließlich wissen muß, wie man das einmal Erkannte an die Leute bringt.

Da die Grundlage der Philosophie bekanntlich die Logik ist, die allem Denken erst Gültigkeit verleiht, belegt er »Logik« bei Heinrich Maier. Jeden Dienstag und Freitag liest der gelehrte Professor zwei Stunden lang über das Thema, zum zeitigen Nachmittag, in einem der größten Auditoria der Universität. Es ist warm, und der Saal ist von einem Summen erfüllt, das kaum übertönt wird von der monotonen Stimme des alten Herrn, der Jahr um Jahr den gleichen Text vor sich hinspricht, und der junge Flieg hat gerade zu Mittag gegessen, drüben in der Kantine der Dresdner Bank in der Behrenstraße, wo es für das gleiche Geld besser und reichlicher zu essen gibt als in der Mensa, und der Verdauungsvorgang fördert seine Schläfrigkeit und er nickt ein; und so kommt es, daß die Logik in

den späteren Schriften des S. H., was auch davon in ihnen enthalten sein mag, strikt seine eigene ist und nicht die klassische Maiersche.

Weiter hört er, bei Professor Dovifat, Allgemeine Zeitungslehre, eine Anhäufung von Selbstverständlichkeiten, doch vorgetragen mit großer Gestik, und bei Max Herrmann dessen kluge Vorlesungen über die deutsche Romantik, den jungen Goethe, Lessing; bei Jastrow belegt er Philosophische Grundlagen der Nationalökonomie, bei Hübner Walther von der Vogelweide und bei Rosenberg Übungen zur materialistischen Geschichtsauffassung; dazu Gotisch, Geschichte der französischen Revolution, und manch anderes noch: ein Sammelsurium, aber man darf nicht vergessen, daß sein Studium noch in die Ära fiel, da man an deutschen Hochschulen studieren konnte, bei wem und wie lange man wollte, Hauptsache man bestand irgendwann irgendwelche Prüfungen; außerdem war ihm in jenen Monaten, den letzten der Republik, wichtiger als der Vorlesungsbetrieb die Beobachtung des Geschehens um ihn herum.

Dies ist schon an der Universität aufregend genug; da sind die politischen Versammlungen, rechte, linke; Schlägertrupps haben sich gebildet ganz analog zu jenen in der Stadt; ein beliebtes Schlachtfeld ist das Karree zwischen Mittelbau und Seitenflügel des Hauptbaus Unter den Linden, dem die beiden steinernen Brüder Humboldt am Tor den Rücken zukehren.

Dabei hat er noch Glück; er gerät in keine größere Schlägerei. Aber er hört Bedrohliches aus Chemnitz; dort sei er nicht vergessen worden, heißt es, und er täte besser daran, in der nächsten Zeit auf Besuche zu Haus zu verzichten. Der Schluß liegt nahe: wenn es so steht in Chemnitz, dann ist er auch in Berlin nicht sicher, und diesmal wird es nicht bei ein paar Faustschlägen bleiben, diesmal werden sie Gummiknüppel haben und Stahlringe und ihre Dolche, und er beschließt, wenn denn schon Blut fließen solle, dann nicht nur seines, und er beschafft sich für teures Geld, von Onkel Max, dem Kneipier, geborgt, eine Pistole samt zugehöriger Munition und lernt sie zu handhaben – laden, entsichern, abdrücken, und beim Säubern die Mündung nie auf die eigene Person gerichtet.

Aber es kommt nicht zu der bewaffneten Begegnung, für die er sich gerüstet hat. Statt dessen wird er beinahe verhaftet – auf einem

ziemlich wilden Kostümball in den Sälen am Zoo, bei dem um Mitternacht die Polizei auftaucht, die in der Sache ein kommunistisches Unternehmen vermutet; Vermummte haben seit je die Hüter der Ordnung beunruhigt. Die Veranstaltung wird für aufgelöst erklärt. Der junge Flieg, der es sich gerade in einer Ecke bequem gemacht hat, Händchen haltend mit einer Bajadere, oder war's eine Zigeunerin, weigert sich, zu weichen, rät dem Mann mit dem Tschako vielmehr, sich lieber mit den Nazis zu befassen, die eine wirkliche Gefährdung des Staates darstellen, und wird gepackt, hochgezerrt und soll abgeführt werden; doch gelingt es ihm, sich dem polizeilichen Zugriff zu entreißen und über irgendwelche Hintertreppen auf die Straße zu gelangen. Die Zigeunerin, oder war's nicht doch eine Bajadere, sah er nie wieder.

Folgt jene düstere Nacht im Januar des Jahres 1933, in welcher der junge Flieg auf der Wilhelmstraße steht, schräg gegenüber der Reichskanzlei, und, eingepfercht in die Menge, den Vorbeimarsch der braunen Kolonnen beobachtet, die flackernden, qualmenden Fackeln, die flatternden Fahnen, und das Gebrüll hört, mit dem die neue Zeit begrüßt wird, das heisere »Heil!«, das dem Mann da oben am Fenster entgeschwillt, demselben, den er aus Chemnitz noch kennt, mit demselben amorphen Gesicht, das jetzt zu glühen scheint vor innerer Erregung: Triumph!

Und die Gesichter derer, die da vorbeiziehen: die Kinne, auch wo nur als Stummel vorhanden, sieghaft vorgereckt, die Augen stier in irgendwelche Zukunft blickend und dann, wie auf Kommando, dem Führer zugekehrt, auf dessen Ruf hin dieses Deutschland erwachte. Und die Gesichter um ihn herum: die Ergriffenheit, die Hoffnung, der Glaube, die sich da widerspiegeln, aber auch dieser lüsterne Ausdruck, als ob es nun losginge, der große Aufbruch, die Nacht der Messer, die Rache der ewig zu kurz Gekommenen.

Der junge Flieg wird, wie er da steht, geschüttelt von den widersprüchlichsten Emotionen. Wenn sich das da gegen ihn kehrte, und es wird sich gegen ihn kehren, wohin dann, wo kann man sich verkriechen vor dem Tier mit den sieben Köpfen und den zehn Hörnern? Und dann das Gefühl, daß das Ganze vielleicht nur ein Traum

ist, der verfliegen wird, und alles wird wieder normal sein, Sinn und Vernunft zurückgekehrt ins Licht der lieben Sonne, anstatt dieses Höllenzugs mit dem Tschingdarassassa und dem gelben und roten Flammengenzügel und dem heißen, stinkenden Atem vorbei an dem Kerl mit dem gereckten Arm und dem Glotzauge.

Wie er dann nach Hause gelangt ist und in sein Zimmer in der vierten Etage über Aschingers Restaurant und in sein Bett, all das liegt im Grau des Vergessens. Irgend jemand am Morgen darauf, einer der Onkels wohl, erklärt tröstend, daß nichts so heiß gegessen werde, wie es gekocht wird, und schließlich gäbe es ja auch noch andere Parteien, und die Reichswehr, und den greisen Präsidenten, der die Hitzköpfe schon zu bremsen wissen werde, und überhaupt seien die Nazis nur an die Macht gelassen worden, damit sie sich rasch abnützten, man würde schon sehen, wie sie sich herumzuplagen haben würden mit der Regierungsverantwortung, und das mit den Juden, das sei doch wohl hauptsächlich Propaganda gewesen; Stimmenfang, ja, obwohl manche Ostjuden wirklich eine rechte Last seien, aber auch die Juden würden jetzt gebraucht, die deutschen Juden, versteht sich.

Soviel ich auch überlege, es will mir nicht gelingen, die genaue Reihenfolge der Erlebnisse des jungen Flieg in den Tagen zwischen jenem legendären Fackelzug durch die Wilhelmstraße und seiner Flucht über die Berge zu rekonstruieren, der verschiedenen Schritte, die er unternahm, der Gespräche, die er führte. Zwei Daten nur stehen fest: das seiner Begegnung mit Professor Hildebrandt am Abend des Reichstagsbrandes, und der 12. März, der Geburtstag seines Bruders Werner, an dem dieser in Berlin eintrifft und die sofortige Abreise des Älteren veranlaßt. Alles andere wird ohne besondere Ordnung erzählt werden müssen, so wie es aus dem Gedächtnis hervortritt.

Es haftet seinen Unternehmungen in den nicht ganz sechs Wochen, um die es hier geht, etwas Hektisches an. Er ist auf der Suche, auf der Suche nach Erklärungen für das, was da um ihn herum vorgeht, nach Ratschlägen, nach glaubhaften Voraussagen, was sich entwickeln wird in diesem Lande und wie es wohl enden mag und wann. Doch ist seine Suche nicht sehr systematisch. Woher soll ihm auch System kommen? Wer mehr erfahren will als die plattesten Allgemeinsätze, der muß schon ein paar Voraussetzungen mitbringen, der muß einiges wissen, über Hintergründe, Motive; und was weiß er denn, was wissen die, an die er sich wendet? Spürbar ist das Schwanken, der Sog; aber wohin die Strömung fließt und mit welchen Turbulenzen, welchen Untiefen, wo findet sich einer, der das auszuloten imstande wäre?

Es ist die Zeit der Magier und Hellseher. Im Admiralspalast tritt ein gewisser Hanussen auf, der enthüllt das innerste Wesen der Menschen, die zu ihm auf die Bühne zu steigen wagen, und sagt die Zukunft voraus, die Größe, die Deutschland erringen wird, jetzt, da



es einen Führer hat, und was dieser Hanussen verkündet, ist stets noch eingetroffen, dafür gibt es zahllose Zeugen und amtliche Bestätigungen. Und ist nicht auch an Hitler etwas Übernatürliches; woher sonst der rasante Erfolg, der allen Regeln der Politik, so wie man sie kennt, Hohn spricht? Sagen die Leute, und wo sie's nicht sagen, empfinden sie es doch, und sie beeilen sich, Anschluß zu finden an die Bewegung; Bewegung ist das neue Wort in aller Munde; Bewegung ist mehr als Partei, ist etwas Unwiderstehliches.

Der junge Flieg glaubt nicht an Wunder, weder an die Hitlerschen noch an die des Hellesehers Hanussen. Trotzdem plant er, sich diesen Hanussen einmal anzusehen, wie er sich auch Hitler damals in Chemnitz angesehen hat. Aber irgend etwas kommt immer dazwischen, und dann, da hat der Reichstag schon gebrannt, steht in den bereits recht einheitlich gewordenen Zeitungen, Hanussen sei plötzlich verschwunden, ermordet augenscheinlich. Der junge Flieg glaubt, alles auf dieser Welt gehe ganz natürlich vor sich und nach feststehenden Gesetzen; nur wie diese Gesetze entstehen, und wie und warum sie wirken, und wer unter sie fällt und wer nicht, bleibt im Dunkel. Angesichts der Geschehnisse um ihn herum ein beunruhigender Gedanke: sind die Gesetze, die gestatten, was hier vorgeht, nicht höchst mangelhaft, beruhen sie überhaupt auf Logik?

Da kommt der Schauspieler Hans Söhnker aus Chemnitz und klingelt an der Tür und wünscht den jungen Flieg zu sprechen. Dem klopft das Herz – ein Bote von der Tischrunde aus der Markthalle. Aber nein, Söhnker hat keine neuen Schreckensmeldungen zu überbringen, auch nichts über die Eltern, nur das bereits Alltägliche: der Regisseur Litten und der Kapellmeister Kitzinger rechnen mit ihrer Entlassung, und der Spielplan des Schauspielhauses wurde von linkslastigen Stücken gesäubert. Söhnker hat jedoch eine Idee, bei der er sich eine Beteiligung des jungen Flieg vorstellen könnte; darum ist er ja nach Berlin gekommen. Notwendig sei es jetzt, fährt er fort, zu überwintern, und zwar mit Anstand; ewig könne dieser braune Unfug ja nicht dauern, schließlich seien die Deutschen eine Kulturnation. Als Künstler müsse man sich also Themen vornehmen, die einerseits menschlich vertretbar sind, vielleicht sogar einen Hauch von Revolution mit sich trügen, und andererseits den neuen

Herren akzeptabel erscheinen – Kuckuckseier, sozusagen, getarnt wie diese. Er, Söhnker, habe nun ein solches Thema: Klaus Störtebecker nämlich, den Seeräuber, mit seinen Likedeelern, die alles gleich verteilten, die Lasten der Arbeit und des Krieges, aber auch die Beute; in Störtebecker verbinde sich eine Art sozialistischer Gedanke mit einer deutschen Heldengestalt, hier sei ein wahres Vorbild für die Jugend, und eine Rolle für ihn, Hans Söhnker; ob der junge Flieg sich zutraue, einen Film dieses Inhalts zu schreiben, oder auch ein Theaterstück, das sich dann verfilmen ließe; natürlich werde er kaum mit seinem Namen in Erscheinung treten können nach dem Gedicht, über das in Chemnitzer Nazikreisen noch immer geredet werde; doch gäbe es Pseudonyme in Menge, und notfalls könne auch er, Hans Söhnker, als Autor zeichnen.

Dem jungen Flieg erscheint das Projekt erfolgverheißend, und er fügt hinzu, wie sehr er sich freue, daß ein so bekannter Schauspieler wie Söhnker dabei gerade an ihn gedacht habe, der auf dem Gebiet schriftstellerischen Schaffens noch kaum nennenswerte Erfahrungen aufzuweisen hat. Über den Punkt jedoch, der ihn bei Söhnkers mit Verve vorgetragene Ausführungen doch recht stutzig gemacht hat, schweigt er: das Überwintern. Dies also ist die Perspektive, die Söhnker sieht, eine tröstliche einerseits, denn überwintern heißt zugleich auch überleben, überleben bis der Frühling da ist, der auf den Winter folgen muß, andererseits aber auch bedenklich, denn wie lange, so fragt man sich doch, wird dieser Winter dauern?

Man verabredet, sich baldtunlichst wieder zu treffen, um die Handlung des Werks, in großen Zügen zunächst einmal, festzulegen; inzwischen, so meint der junge Flieg, wird er sich um das Material kümmern, das der Geschichte vom aufrechten Seeräuber Störtebecker die nötige Farbe verleihen soll.

Diese Verabredung konnte der junge Flieg nicht einhalten; in der Tat hat er den Schauspieler Söhnker persönlich nie wiedergesehen. Der hat jedoch, allen Berichten zufolge, ohne größere Schäden an Leib und Seele überwintert.

Von der Existenz eines Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller wußte er schon seit geraumer Zeit. Wieso er sich nun, nach

der Machtergreifung – auch eines jener Wörter, die über Nacht in den täglichen Sprachgebrauch übernommen worden sind – zu einer Sitzung dieses Bundes aufmacht, ist nicht schwer zu erklären: hier, so hofft er, wird er Antwort finden auf wenigstens einige seiner Fragen, hier wird er auf ähnlich Gesinnte stoßen, Ältere und Erfahrenere dazu, mit Namen, die auch außerhalb der äußersten Linken Klang und Gewicht haben und die, wie mancher befürchtet, bald auf den Proskriptionslisten der neuen Machthaber stehen werden. Männer und Frauen wie diese, glaubt er, werden die Lage besser einzuschätzen wissen als er, werden wohl auch bessere Informationen haben, aus denen sich klügere Schlüsse ziehen lassen; vor allem aber, eingebunden seit langem in ihre Organisation und gewöhnt an kollektive Beratungen, werden sie jene innere Sicherheit haben, an der es ihm mangelt.

Er wird, obwohl nur ganz wenigen unter den Anwesenden bekannt, freundlich begrüßt und darf Platz nehmen; man ist noch vertrauensselig und stellte nicht einmal die Frage, woher er denn von dieser Sitzung wisse und die Adresse kenne, eine Mietswohnung in der Nähe der U-Bahn-Station Onkel Toms Hütte. Den einen oder anderen der Teilnehmer erkennt er von Bildern, die in literarischen Zeitungen erschienen sind oder auf Buchumschlägen geprangt haben: Egon Erwin Kisch, Johannes R. Becher, die junge Anna Seghers mit den nachdenklichen Augen und der merkwürdig rhythmischen Sprache; Menschen sind das, deren Worten man schon Glauben schenken kann, besonders da diese auch nicht einen Schimmer von Selbstzweifel durchscheinen lassen: da ist die Rede von den Sozialdemokraten, die die Hauptschuld tragen an dem Debakel, das aber eigentlich gar keines ist, denn durch die Nazis, die Deutschland zugrunde richten werden, wird die Revolution, die proletarische, ganz und gar unvermeidlich, und von der Arbeiterklasse, die erkennen wird, Hitler ist der Krieg, und die sich erheben wird, um unter der Führung der Kommunistischen Partei den ganzen braunen Spuk hinwegzufegen.

So ungefähr. Dabei wird wichtig Erscheinendes mehrmals wiederholt, weniger Wichtiges beiseite geschoben, auch schüchterne Fragen, mit welchen Argumenten man dem Chauvinismus entge-

gentreten solle, der da seine Blüten treibt, und inwieweit der proletarische Internationalismus und die Liebe zur Sowjetunion dabei zu betonen wären – nur kein opportunistisches Zurückweichen, lautet die Antwort, gerade jetzt nicht! Alles in allem, empfindet der junge Flieg, ist die Perspektive auch in diesem Kreis positiv, wobei man die Schwierigkeiten durchaus nicht verhehlt; allerdings erwähnt keiner auch nur die Möglichkeit, daß plötzlich, hier in der feinen Gegend von Onkel Toms Hütte oder auch in Neukölln, in der Hasenheide, eine rohe Horde von Braunbehemdeten vor der Wohnungstür stehen und verlangen könnte: Mitkommen, Herr oder Frau oder Fräulein proletarischer Schriftsteller! – und niemand gibt Auskunft darüber, wie man sich in dem Fall zu verhalten hätte. Einzig Egon Erwin Kisch erwähnt in einem à propos, er werde wohl in den nächsten Tagen nach Prag abreisen, aber keiner äußert sich zu seiner Ankündigung; weshalb auch, Kisch ist bekanntlich Prager, und die alte Frau Kisch, die Mutter, lebt noch immer in dem Haus mit den zwei Bären über der Tür, im Ledergäßchen, das von der Melantrichgasse abzweigt, die wiederum vom Altstädter Ring abgeht.

Keinerlei Beschlüsse, soweit ich mich erinnere, wurden in dieser Sitzung gefaßt, in denen das Verhalten der Führung der Kommunistischen Partei in den Monaten vor der Machtergreifung, oder in der Zeit unmittelbar danach, gebilligt oder mißbilligt worden wäre; vielleicht gehörte es auch nicht zu den Aufgaben des Bundes, sich zu derart Fragen zu äußern. Recht gut jedoch entsinne ich mich der sonderbar zwiespältigen Stimmung des jungen Flieg, als er die Zusammenkunft verließ: wohl fühlte er sich innerlich gestärkt durch die Tatsache, daß er Menschen gefunden hatte, die die Lage mit solcher Ruhe betrachteten und ohne irgendwelch dringendes Bedürfnis, frühere Anschauungen zu revidieren; dennoch beunruhigte es ihn, daß er so wenig Konkretes erfahren hatte, daß keine Stelle genannt worden war, an die man sich hätte wenden, niemand, den man hätte benachrichtigen können im Falle plötzlicher Not; aber auch das mochte mit Vorbedacht so getan worden sein, überlegte er, man wollte einfach keine Panik schaffen.

Auch dies ein Bild, das geblieben ist: das verrauchte Kaffeehaus, der Kellner, der die Stühle bereits auf die Tische stellt, und draußen auf dem Kurfürstendamm der Morgen, der sich, bläulich getönt, von der Gedächtniskirche her ankündigt, und er und Kästner, wie sie da auf und ab gehen, einmal auf Kästners Wohnung zu, dann wieder in umgekehrter Richtung, zur U-Bahn hin, dazu die Kälte, die dem jungen Flieg durch den Mantel dringt, oder sind es die Nerven, die ihn zittern lassen?

Dabei vermeiden beide, Kästner und er, den Punkt zu berühren, um den es dem Jüngeren geht und auf den das Gespräch sich immer wieder zutastet, ganz gleich, ob sie von Hitler reden oder von den Verhaftungen überall, von den Wahlen, die da kommen sollen, und den Bedingungen, unter denen sie, wenn überhaupt, stattfinden werden, oder von Ossietzky, den die Nazis, kaum daß er durch die Weihnachtsamnestie der sterbenden Republik freigekommen war, gleich wieder verhaftet haben – ach hätte er doch, wie die Freunde ihm rieten, in dieser Gnadenfrist sich irgendwohin abgesetzt, er, dessen Wort heute nötiger gebraucht wird denn je.

Die Minuten vergehen, die viertel, die halbe Stunde. Auch Kästner, denkt der Jüngere, scheint an diesem Morgen das Alleinsein zu scheuen, sonst hätte er ihn wohl längst schon entlassen. Insgeheim ist er stolz, daß er dem anderen, dem großen, von den Rechten so angefeindeten Dichter für kurze Zeit wenigstens eine Stütze sein kann. Und so wagt er endlich die Frage: Wird Kästner weggehen, wird er das Land verlassen, zumindest bis die Verhältnisse sich einigermaßen geklärt haben, bis man weiß, ob die Faschisten ihre Drohungen gegen ihn auch wahrzumachen gedenken?

Nein, er will bleiben, sagt Kästner.

Der Jüngere hat eine andere Antwort erwartet. Er, der unter eigenem Namen nur ein einziges Gedicht veröffentlicht hat, das den Nazis mißfiel, und das auch nur in einem Provinzblatt, lebt in dieser großen Angst, während Kästner, von dem es kaum einen Vers gibt, der den gerade an die Macht gekommenen Deutschtümlern und Maulhelden nicht wie ein Widerhaken im Fleisch stäke, ruhig erklärt, er wolle bleiben. Macht Kästner sich etwas vor? Sieht er nicht, was da auf ihn zukommt? Glaubt er, man wird ihn verschonen, weil

er zufällig kein Jude ist? Oder will er die Mutter nicht allein lassen, die nichtsahnend in Dresden lebt, beglückt vom Ruhm ihres Sohnes? Oder – und hier denkt der junge Flieg bereits ganz als Schriftsteller – sieht Kästner in dem, was sich hier anbahnt in Deutschland, das Thema seines Lebens, das sich nur schreiben lassen wird, wenn man es von Anfang bis Ende miterlebt? Oder, häßlicher Gedanke, den man besser von sich weist, meint Kästner etwa, auch er könne mit einem bißchen Kulanz, einem bißchen Anpassung, überwintern? Spielt nicht er selber, Flieg aus Chemnitz, mit der Idee, gedeckt von den wohlgestalteten Schultern des Schauspielers Söhnker und dessen Störtebecker-Fabel nutzend, sich irgendwie durchzuschlängeln?

Welch letzte Worte beide zueinander sprachen an jenem Morgen auf dem Kurfürstendamm, weiß ich nicht mehr. Das Gedächtnis arbeitet selektiv, und es hat seine eigenen Gründe, wenn es einmal Verdrängtes nicht mehr berührt. Das Wahrscheinlichste ist, daß Kästner ganz simpel sagte, vielleicht gehen Sie jetzt lieber nach Hause, Flieg.

Erst 1945 sollte der Lieutenant S. H. dem Dichter Erich Kästner wieder begegnen, in einer veränderten Welt.

Sein mitunter vorschnelles Urteil hat S. H. so manche Unannehmlichkeit gebracht. Oft auch hat aber gerade dieses übereilte, mehr auf Intuition denn auf Überlegung beruhende Urteil sich als das genau richtige erwiesen.

Der Reichstag brannte also. Und es war kein zufälliger Brand, keine Zigarette, die erst eine Weile in einem Papierkorb schwelte, bis das erste Flämmchen hervorzüngelte und die Gardine entzündete, von der aus das Feuer den Teppich und die Möbel erfaßte und sich dann ausbreitete von Raum zu Raum und die Gänge entlang bis hin zum großen Sitzungssaal – oh nein, es war Brandstiftung, und die Kommunisten hatten das Feuer gelegt; Hermann Göring, der Reichspräsident, der neue, von dessen Amtssitz aus ein unterirdischer Gang hinüberführte in den Reichstag, gab Erklärungen ab, in amtlicher Sprache, doch war des Mannes innere Erregung am Radio hörbar, so sehr er sich auch mühte, seinen Haß gegen die Ver-

brecher zu zügeln, die Deutschland in einen Bürgerkrieg stürzen wollten: der Brand war ein Fanal, aber man würde die Pläne der jüdisch-marxistischen Verschwörer zu vereiteln wissen.

Den jungen Flieg hielt es nicht im Hause. Ein Fanal, sicher, aber von wem entzündet und für wen bestimmt, für was? Schlimmes war schon geschehen, noch Schlimmeres ahnte er jetzt. Wann hatte es das je gegeben in Mitteleuropa: staatlich organisierter Terror, Massenverhaftungen, Schutzhaft, Mißhandlungen in Kellern und Verliesen? Selbst 1918, Liebknecht, Luxemburg, die Toten in München und sonstwo – doch war das immer noch nicht offizielle Regierungspolitik gewesen, sondern die Schwarze Reichswehr. In diesen Stunden, dachte er, lieber nicht im Haus bleiben, in einer Wohnung, die nur einen Ausgang besaß; im Gewühl der Straßen war man sicherer, außerdem würde man dort mehr erfahren, Gerüchte, aber auch Fakten, und man würde die Stimmung mitbekommen, wer was wem glaubte und gegen wen der Zorn des Volkes sich richtete, falls es Göring gelungen war, diesen Zorn zu erzeugen.

Vom Reichstag hielt er sich fern: dort würde die Polizei in Rudeln auftreten, dazu die SA und anderes Gelichter. Er fuhr zum Wittenbergplatz; von da aus, über die Tauentzien, wo die Menschen an den erleuchteten Läden vorbeiflanierten, würde er zum Kurfürstendamm gelangen; vielleicht war Kästner zu finden am gewohnten Ort, oder er konnte ins Romanische Café hineinschauen, wo um diese Zeit des Tages sich alle möglichen Künstler und Zeitungsleute versammelten, von denen sich etwas erfahren ließ; dann jedoch dachte er, wer sich heute ins Romanische setzte, war gewiß kein sehr analytischer Kopf; wenn die Nazis, inspiriert von den Flammen des Reichstags, nach Opfern suchten, hierher würden sie zu allererst kommen.

Und noch auf der Tauentzien erblickt er plötzlich den markanten Kopf des Professor Hildebrandt. Hier hat ihm der Zufall den Berater zugeführt, den er wirklich gesucht hat, reif an Jahren und reich an Menschenkenntnis und politisch erfahren; er winkt seinem alten Lehrer heftig zu, und der grüßt zurück, und neben ihm das Fräulein Schuchhardt, das liebe, treuergebene, grüßt gleichfalls freundlich. Der junge Flieg ergreift die Hand, die ihm schon einmal aus böser

Lage herausgeholfen hat: Was der Professor denn von der neuen Situation halte, fragt er hastig, dem Feuer im Reichstag, den Reden und Erklärungen Görings, dies sei doch eine ungemeine Verschärfung der Lage, oder etwa nicht, und was werde nun folgen?

Ein Prozeß, meint der Professor nach kurzem Nachdenken, gegen die Brandstifter. Nach letzten Meldungen, die im Ullsteinhaus eingegangen sind, sei einer der Täter bereits gefaßt, ein Kommunist aus dem Ausland, ein Holländer, der auch schon gestanden habe; seinen Genossen sei man auf der Spur.

Der junge Flieg sucht Fräulein Schuchhardts Auge; doch die blickt gläubig auf zu ihrem väterlichen Freund. Dann wendet er sich wieder dem Professor zu und fragte ihn, ob er das wirklich glaube.

Der Professor bleibt ruhig. Überhaupt scheint er der Sache nicht das Gewicht beizumessen, das sein ehemaliger Schüler ihr gibt. Wer denn soll den Brand gelegt haben, wenn nicht die Kommunisten, will er wissen, die Nazis selber etwa?

Genau, sagt der junge Flieg, die Nazis selber.

Reden Sie nicht so unvorsichtig, sagt der Professor, und nicht so laut.

Der junge Flieg senkt seine Stimme. Ihm ist auf einmal alles klar. Das Ganze ist eine einzige große Provokation, erklärt er. Auch wenn bei dem Notverordnungsregime, durch das jetzt die Gewalt im Staate ausgeübt wird, von Demokratie keine Rede mehr sein kann, so hat der Reichstag doch noch Symbolwert, und wenn man den Kommunisten anhängen kann, sie hätten ihn angezündet, und das Volk, leicht verführbar, wie es ist, den Schwindel glaubt, wird man die Partei verbieten und der Rechten die Mehrheit zuschanzen können, die Hitler zur totalen Macht verhilft. Cui bono, Herr Professor! Welchen Nutzen, welchen politischen, hätten die Kommunisten denn von dem Brand? Nein, die Nazis haben den Reichstag angesteckt, kein anderer.

Bis zu diesem Punkt ist der Dialog auf der Tauentzienstraße, den ich hier zitiere, eine Rekonstruktion, dem Sinne getreu, doch nicht dem Wort. Der folgende Satz jedoch ist so gesprochen worden, wie ich ihn niederschreibe; es gibt Momente im Leben, da bleibt jede Geste, jeder Ton, jede Silbe haften. »So etwas tut keine deutsche Partei«, sagte Professor Hildebrandt.



Das war am 27. Februar gewesen, im Jahre 1933. Von dem Tag an überstürzt sich alles. Regierungsverordnungen jagen einander, alle angeblich zum Schutz des Reiches gegen die kommunistische Weltverschwörung; die Gerüchte von den Massenverhaftungen und den Mißhandlungen in irgendwelchen Kellern werden ständig konkreter, Menschen verschwinden plötzlich und werden nach Tagen erst tot aufgefunden; an der Universität treten die nationalsozialistischen Studenten, viele jetzt in Uniform, immer herrischer auf. Und nirgends zeigt sich Widerstand, wenigstens kein offener, dem jungen Flieg bemerkbarer. Die beiden mächtigen Arbeiterparteien, wo bleibt ihre Stimme? Wird irgendwo gestreikt? Demonstriert? Nur die Massenversammlungen der Nazis und ihre Aufmärsche sieht man, überall, Tag um Tag. Der alte Trost, daß nichts so heiß gegessen werde, wie es gekocht wird, scheint seine Geltung zu verlieren; an dieser Mahlzeit, so sieht es aus, wird sich noch mancher den Schlund verbrennen.

Schützen kann da nur eines: nicht gesehen und nicht gehört werden. Wie oft hatte man dem jungen Flieg zu Hause gepredigt, die besorgte Mutter öfter noch als der Vater: Nicht auffallen, besonders als Jude nicht! Als ob nicht schon die Eigenschaft Jude, in Deutschland und anderenorts auch, ihren Träger auffällig machte. Dennoch, oder gerade deshalb, ich gestehe es, ist in dem Manne, zu dem sich der junge Flieg entwickelte, der Wunsch nach der schützenden Anonymität, nach dem Untertauchen im Grau des Durchschnitts, nach der Tarnkappe oder der Decke, die sich über den Kopf ziehen ließe, fast übermächtig gewesen, obwohl dieser Wunsch so unerfüllbar war und immer unerfüllbarer wurde, je häufiger das Leben den Mann zwang, Stellung zu beziehen.

Nein, es gibt keinen Schutz für ihn; er hat sich selber gekennzeichnet durch sein verfluchtes Gedicht, sein Exportgeschäft; selbst wenn er zu flüchten versuchte, sich irgendwo im Land versteckte, bis das Schlimmste vorüber wäre, die paar mehr schlecht als recht zusammengezimmerten Verse würden sich an ihn heften wie die Schweißspur an das verwundete Wild und verhindern, daß es der Meute sich entzog. Wie lange würde es noch dauern, bis die entsprechenden Apparate in Chemnitz und Berlin sich gleichschalteten und die Suche einsetzte?

Der Zufall will es, daß er im Vorsaal der Wohnung in der Hasenheide den Harnacks begegnet, Arvid und Mildred, die ja gleichfalls dort zur Untermiete wohnen, und sie miteinander zu reden beginnen und er sich ihnen so weit eröffnet, daß er ihnen von seinen Befürchtungen spricht. Aber auch diese beiden, die später so lange und so erfolgreich in der als Rote Kapelle bekannten Gruppe des Grand Chef arbeiten sollten, wissen im Moment keinen Rat: noch sind sie nicht viel mehr als ein sympathisches junges Akademiker-Ehepaar mit entschiedenen Ansichten über das Gesindel, das jetzt in Deutschland zur Macht gekommen ist.

Rat, dringlichen sogar, erteilt dagegen sein Cousin Hans Namm, der Hypernervöse mit der hastigen Sprache und den fahrigten Gebärden, dem sich der junge Flieg bei einem Besuch in der Wallner-Theaterstraße anvertraut. Was, ruft Hans aus, eine Pistole hast du? Bist du denn total verrückt?

Wenn es denn schon dazu käme, daß sie ihn abholten, entgegnet der junge Flieg, dann wolle er nicht mitgehen müssen wie ein wehrloses Lamm.

Hans erregt sich. Eine Schießerei veranstalten! Und in der Wohnung der Onkel und Tanten! Die dann wohl auch mit verhaftet werden würden, als Mitwisser, Mitverschwörer, Mittäter! Habe er, Helmut, noch nicht genug Unglück gebracht über die Familie, durch sein Gedicht? Und selbst wenn er sich bezähmte und die Pistole im Schrank ließe, unter seiner Wäsche, sei denn nicht anzunehmen, daß die Kerle, wenn sie schon ihn abzuholen kämen, auch sein Zimmer durchsuchen würden? Mit welchen Folgen, bitte? Nein, das Ding müsse weg, unter allen Umständen weg.

So reisen denn beide, die Pistole in Hans Namm's Rocktasche, von Bahnhof Jannowitzbrücke mit der S-Bahn über Treptow und Baumschulenweg nach Grünau, wo der Jüdische Ruderclub Blau-Weiß, dessen Mitglied Hans ist, zur Zeit noch sein Klubhaus hat, bald wird es beschlagnahmt werden, und spazieren die Dahme entlang bis zum Sportlerdenkmal, einer stark verkleinerten Version des berühmten Völkerschlachtdenkmals zu Leipzig, errichtet aus Steinblöcken, von denen ein jeder den Namen des Sportvereins trägt, der ihn gestiftet hat, Kaiserlicher Yachtclub Kiel und Kaiserlicher dies

und Kaiserlicher das; und hier, wo um diese Tageszeit kein Mensch sich aufhält, versenkt Cousin Hans die mit solcher Mühe beschaffte Pistole auf dem Grund der Dahme, die sich an der Stelle zum sogenannten Langen See erweitert. Ein paar Kilometer flußabwärts, an der Köpenicker Brücke, waren da schon die Leichen der kommunistischen Arbeiter angetrieben; aber davon weiß der junge Flieg noch nichts, das erfährt S. H. erst später, viel später, wenn er sich in Grünau ansiedeln und den Fleischermeister Schültke kennenlernen wird, der zu der Stunde, als die Pistole im See versinkt, einen der schrecklich zugerichteten Leiber aus dem Wasser gefischt hat.

Ich habe mich manchmal gefragt, ob ich eine Schuld mittrage am Tod meines Vaters. Im Lauf der Jahre stellte sich mir die Frage jedoch immer seltener; ein Fall erfolgreicher Verdrängung, könnte man sagen. Doch jetzt, da ich darüber schreibe, erhebt sich die Frage wieder, dunkel, bedrückend: Was wäre geschehen, hätte ich an jenem Vormittag des 12. März 1933 mich anders entschieden, wie wäre mein Leben verlaufen, wie das meines Vaters, wie, wo und wann hätten wir beide geendet?

Am besten wohl, ich schildere den Verlauf.

In der Wohnungstür, in der vierten Etage des Hauses in der Hasenheide, die der junge Flieg auf das Klingelzeichen hin öffnet, steht an dem Sonntag ganz überraschend sein Bruder Werner. Der Junge hat sich verändert, ist größer geworden, breitschultriger, ein Mann bereits mit einem Anflug von Bart; ist es nicht auch Werners Geburtstag heute, erinnert sich der Ältere, und murmelt hastig etwas von Glückwünschen zum Fünfzehnten, ja, fünfzehn ist der Bruder bereits geworden, aber wieso taucht er da gerade heute in Berlin auf?

Werner schiebt sich hinein in die Wohnung. Noch im Vorsaal sagt er: »Gestern nacht sind sie dagewesen. Sie haben dich gesucht. Wie sie dich nicht gefunden haben, haben sie den Vater mitgenommen. An deiner Statt. Als Geisel, haben sie gesagt.«

So oder ungefähr so muß Werner gesprochen haben. Genau erinnern kann ich mich nur an das Gefühl der Schwäche, das sich des jungen Flieg bemächtigte und sich besonders in seinen Knien bemerkbar machte. Und des Durcheinanders in seinem Kopf, und um

ihn und seinen Bruder herum, denn im Vorsaal sind die Tanten hinzugekommen, dazu die Kinderchen der Tante Liesel. Fragen: Um Gottes willen, was ist passiert, erzähl doch. Das kleine Mädchen, Steffi heißt sie, plärrt. Der junge Flieg greift seinen Bruder beim Handgelenk, flieht mit ihm in sein Zimmer. Also werde ich, sagt er, mit dir zusammen zurückfahren nach Chemnitz, und mich stellen.

Die Mutter läßt dir ausrichten, sagt der Jüngere, daß du wegmußt. Weg aus Deutschland. Sofort.

Und der Vater? denkt der Ältere. Der Schock beginnt zu wirken, obwohl er doch, seit dem Reichstagsbrand schon, eigentlich erwartet hat, daß es ihm an den Kragen gehen wird, wir exportieren, wir exportieren, aber das hat er doch nicht vorausgesehen, daß sie den Vater holen würden, und als Geisel; aber Geiseln werden ja freigelassen, sobald der eigentlich Schuldige sich stellt, und der eigentlich Schuldige ist er, Helmut Flieg, der Name unter dem Gedicht.

Also gebe es keinen anderen Weg, erklärt er dem Jüngeren, er müsse zurückfahren mit ihm nach Chemnitz.

Aber es ist ihm höchst unwohl dabei. Und der Bruder bleibt so merkwürdig ruhig. Der junge Flieg glaubte sogar, erinnere ich mich, so etwas wie Antagonismus auf seiten des Jüngeren zu erkennen; und kein Wunder, wenn man sich vorstellt, was dem durch den Kopf gehen mußte: der Vater verschleppt von einem Trupp wildgewordener Nazis, die Mutter in heller Aufregung, ihr Ältester, ihr Helmut, muß unter allen Umständen gerettet werden, nimm den Nachtzug nach Berlin, Werner, sag ihm Bescheid, sag ihm, er muß weg. Also sagt Werner, was die Mutter ihm aufgetragen, und fügt hinzu, sie läßt dir ausrichten, sie hat mit dem Rechtsanwalt gesprochen. Der Rechtsanwalt sagt, es besteht begründete Hoffnung, daß der Vater freikommt.

Ja, sagt der Ältere, wenn ich mich stelle.

Nein, du mußt weg, läßt die Mutter dir sagen, widerspricht der Jüngere. Weg aus Deutschland.

Weg aus Deutschland, denkt der Ältere jetzt, heißt weg aus der Gefahr. Und hat die Mutter ihm nicht ausdrücklich mitteilen lassen, der Rechtsanwalt habe gesagt, es bestehe begründete Hoffnung, daß der Vater... Dennoch wendet er wieder ein: Aber der Vater! Und

denkt weiter: Kann es nicht sein, daß dieser Rechtsanwalt Unrecht hat, und der Vater kommt doch nicht frei? Und selbst wenn sie ihn schließlich freiließen, was würden sie ihm angetan haben in der Zeit seiner Geiselhaf?

Der Bruder beginnt nun doch, die Geduld zu verlieren. Wenn sie ihn erwischten, den Autor des verdammten Gedichts, das schon so viel Unheil angerichtet hat, sagt er, sie schlugen ihn tot. Und wiederholt, die Mutter hat gesagt, du mußt weg. Sofort und auf der Stelle.

Der Ältere ist erfüllt von Angst. Er weiß nicht, um wen er mehr Angst hat: um den Vater, von dem der Rechtsanwalt sagt, daß er freikommen wird, oder um das eigene Leben. Der Gedanke, daß er schließlich aus dem Ausland zurückkehren könnte, sollte das Wort des Anwalts sich als falsch erweisen, dieser Gedanke kommt ihm nicht. Überhaupt denkt er im Moment wenig systematisch; er ist, der Bruder hat es wohl auch bemerkt, in Panik.

Der Bruder besteht darauf, er müsse jetzt zurück, er wolle die Mutter nicht zu lange allein lassen in diesem Chemnitz. Ob er ihr mitteilen könne, daß Helmut noch heute fahren werde?

Die Antwort auf diese präzise Frage war Ja, soviel steht fest. Aber in welchem Ton die Antwort kam, ob zögernd, oder unwirsch, oder mit halb erstickter Stimme, und wie der Abschied der beiden Brüder aussah, ob sie einander die Hand drückten oder sich umarmten, dies alles ist meinem Gedächtnis entfallen.

Wie flieht man aus Berlin?

Bemerkenswert ist, daß der junge Flieg, nachdem die Entscheidung einmal getroffen ist, durchaus wieder die Fähigkeit besitzt, rationell und folgerichtig zu denken. Daß er sich auf einen Auslandsaufenthalt von längerer Dauer oder gar eine Art von Emigration einzurichten haben wird, kommt ihm an jenem Märztage des Jahres 1933 noch nicht in den Sinn; es geht zunächst einfach darum, sich auf ein paar Wochen, ein paar Monate höchstens, dem möglichen Zugriff der Nazis zu entziehen; danach wird man sehen; ewig können doch in einem Staat wie Deutschland die willkürlichen Verhaftungen und der Bandenterror nicht weitergehen. So wenigstens tröstet er sich, obwohl irgendwo in seinem Bewußtsein ein Stimmchen ihn warnt, daß er in diesem Punkt sich auch täuschen könnte.

Die Frage ist: sucht man ihn bereits auch außerhalb von Chemnitz? Wenn ja, werden irgendwelche Polizisten oder Braununiformierte bald genug in der Wohnung in der Hasenheide auftauchen, zum Entsetzen der bereits durch den Besuch des Bruders aufgeschreckten Tanten. Also hat er nur wenig Zeit zum Packen, und ebenso wenig, um sich innerlich vorzubereiten auf den Sprung ins Ungewisse. Einen Rucksack findet er, stopft Unterwäsche, Hemd, Pyjamas hastig hinein; einen Paß besitzt er noch von einem kurzen Besuch in Marienbad her beim Großvater, der dort im Vorjahr zur Kur war; den Paß steckt er ein, sonst keine Papiere, nichts was bei einer möglichen Kontrolle von Person oder Gepäck darauf hinweisen könnte, daß hier einer die Absicht hat, zu verschwinden, bis wieder bessere Zeiten kommen.

Denn Kontrollen sind wahrscheinlich. Wenn die Polizei, oder die Nazis, ihn in der Hasenheide nicht vorfinden, wird wohl nach ihm gefahndet werden; anzunehmen ist, daß auf den großen Bahnhöfen, in den Hotels, den Kneipen Streifen umherziehen werden, in allen Lokalitäten überhaupt, wo Menschen versuchen könnten, unterzutauchen. Daher der nächste Gedanke: nicht von einem der Kopfbahnhöfe im Zentrum Berlins abfahren, sondern von einem Vorortbahnhof, auf dem die Züge noch einmal halten, bevor sie Berlin verlassen, und der sich per S-Bahn unauffällig erreichen läßt.

Aber welchen dieser Vorortbahnhöfe wählt man? Das wird davon abhängen, in welchem der an Deutschland angrenzenden Länder man Zuflucht zu suchen beabsichtigt. Frankreich? Holland? Dänemark? Nirgendwo dort kennt er einen Menschen, und die fremde Sprache ist ein zusätzliches Problem. Österreich? Aber auch dort haben die Faschisten Oberwasser, seit die Nazis in Deutschland an die Macht gekommen sind; in Wien wird schon von Anschluß gesprochen; es hat wenig Sinn, sich aus dem Regen in die Traufe zu begeben. Polen, mit seinem Generalsregime, steht außer Frage. Bleibt eigentlich nur die Tschechoslowakei, fürs erste zumindest: in Prag kommt man zur Not auch mit Deutsch durch, es gibt dort deutschsprachige Zeitungen, und in Prag kennt er wenigstens jemanden, an den er sich wenden kann – Egon Erwin Kisch.

Nur wie hinkommen, ohne geschnappt zu werden? Im Zug über

Dresden nach Prag steigen in Bodenbach-Tetschen die Grenzer ein, jeder mit einem Fahndungsbuch in der Hand, und wenn die Nazis in Chemnitz gut und gründlich gearbeitet haben, Zeit genug dazu hatten sie seit jenem 30. Januar, wird sich auch der Name des jungen Mannes darin finden, der das fatale Gedicht mit dem Titel Exportgeschäft schrieb und dessen Vater als Geisel für ihn inhaftiert ist. Aber natürlich gibt es auch andere Möglichkeiten, über die Grenze zu gehen. Von Hirschberg in Schlesien aus, wo der Dr. Artur Schafer, der Bruder der Tante Eva, Badearzt ist – Hirschberg liegt an der Bahnstrecke nach Breslau – führt ein Wanderweg hinauf zum Gebirgskamm, zur Spindlerbaude; die Spindlerbaude aber ist halb deutsch, halb tschechisch; der Gang zum Pissoir ist de facto grenzüberschreitender Verkehr.

Der junge Flieg, in Hut und Frühjahrmantel, gewöhnliche Straßenschuhe an den Füßen, überm Arm sein Rucksäckchen, schließt die Tür der Wohnung in der Hasenheide hinter sich, leise. Nur kein großes Abschiednehmen, je weniger die Tanten erfahren, desto besser; er müsse kurz verreisen, hat er ihnen gesagt. Tante Linka weint ein bißchen; Tante Liesels Mund ist verkniffen, sie hat immer gewußt, es wird kein gutes Ende nehmen mit diesem Neffen. Ein stummer Gruß auch nur den anderen Untermietern, Arvid und Mildred Harnack; von ihnen wird S. H. erst Jahre später wieder hören: da hat der Volksgerichtshof die beiden zum Tode verurteilt und sie werden hingerichtet in Plötzensee. Und der Schauspieler Söhnker wird sich seinen Störtebecker-Film selber schreiben müssen.

Per U- und S-Bahn gelangt er zum Bahnhof von Köpenick, desselben Köpenick, dessen SA-Sturm so brutal unter den örtlichen Kommunisten gewütet hat; aber der Bahnsteig, auf dem der Fernzug Richtung Schlesien einlaufen soll, ist leer, kein Uniformierter zeigt sich, auch keine Zivilperson, die aussähe wie ein verkleideter Polizist; der Zug läuft ein; der junge Flieg besteigt ein Abteil dritter Klasse, zwei Frauen sitzen darin, die sich leise unterhalten; ein fast unmerklicher Ruck, die Welt vorm Fenster gerät ins Gleiten; irgendwann kommt ein Schaffner vorbei, der sich die Fahrkarte zeigen läßt; sonst passiert nichts.

Und jetzt, wie auch auf den späteren Fahrten S. H.'s ins Unge-

wisse, kommt jener schwierige Moment, wo nichts mehr zu tun ist, wo man nur noch dasitzen kann und abwarten, und nachdenken. Dann überlegt man sich, wie alles gelaufen wäre, wenn man nicht dies getan hätte und das gesagt; und was notwendig gewesen war und unumgänglich und was nicht; und wo die Fehler lagen, die sich hätten vermeiden lassen; und was sich ergeben wird, wenn man das unternimmt und dies unterläßt, oder umgekehrt. Und eine nach der anderen führt man sich die Möglichkeiten vor Augen und die Wahrscheinlichkeiten, und sieht sich agieren in seiner jedesmal anders gearteten Rolle; doch das alles beruht, wie man von vornherein weiß, aber nur ungern wahrhaben will, auf höchst unstabilen, oft auch nur eingebildeten Voraussetzungen – ein Spiel, ein selbsterfundenes, das die Zweifel im Herzen und oft auch die pure Verzweiflung übertönen soll, und im konkreten Fall des jungen Mannes, der sich da in seinem Winkel in dem Dritter-Klasse-Abteil verkriecht, die Frage: Müßte ich nicht doch auf der nächsten Station aussteigen und umkehren und nach Chemnitz fahren und dort erklären, hier bin ich, macht mit mir, was ihr wollt, aber laßt den Kaufmann Daniel Flieg frei, den ihr als Geisel genommen habt an meiner Statt?

Die Frage peinigt ihn, bis der Zug in Hirschberg anhält und er aussteigt und dem Bahnhofsausgang zustrebt, wo bereits die Straßenbahn wartet, die ins Gebirge hinauf fährt. Er überlegt: soll er doch noch den Dr. Schafer aufsuchen und ihm die Frage vorlegen; der Mann gehört nicht direkt zum Flieg'schen Familienclan, hat andere Lebenserfahrungen, andere Bindungen, könnte daher besser in der Lage sein, ein ausgewogenes Urteil zu fällen. Aber es ist bereits Nachmittag, hält er dagegen, und will er die Baude noch vor Dunkelheit erreichen, muß er sich sofort auf den Weg machen, und die Straßenbahn, ein altertümliches, zumeist nur von der örtlichen Bevölkerung benutztes Vehikel, doch nützlich, da sie ihm ein paar Kilometer Fußmarsch ersparen wird, wartet nicht.

Seine Mitpassagiere beäugen ihn; er sieht nicht aus wie ein Einheimischer, aber ebensowenig wie ein Winterkurgast; und er fühlt sich erst leichter, als das klappernde Fahrzeug endlich die letzte Station erreicht hat und die Fahrgäste sich verlaufen haben, ohne daß einer von ihnen auf ihn zugekommen wäre: Ihre Papiere, bitte. Doch



auch, als er nun sich den Hut in die Stirn zieht und den Rucksack fester schnallt und losmarschiert auf dem Wanderpfad, der direkt zum Kamm führt und der all seine Kraft und Ausdauer erfordern wird, verläßt ihn die Frage nicht, die ihn während der ganzen Reise von Köpenick her belastet hat; es wird die ungemütlichste Fußwanderung seines Lebens, und es ist niemand da, mit dem er sich beraten könnte, über die Richtung seines Wegs, der immer dunkler wird und immer steiler und sich zeitweilig zu verlieren scheint zwischen Bäumen und Gestrüpp, und über die Richtung seines Tuns. Dazu kommt der Schnee, in den man um so tiefer einsinkt, je höher man steigt; die Straßenschuhe, für Berliner Pflaster gerade noch tauglich, sind durchnäßt, er spürt die Blasen, die das feuchte Leder ihm reibt; an den Knöcheln dringt der Schnee ein. Er keucht; er weiß jetzt, er läuft mit der Zeit um die Wette, mit dem Dunkel, das immer stärker einsetzt; und er ist nicht warm genug gekleidet, um auf der Höhe des Riesengebirges eine Nacht im Schnee gesund zu überstehen.

Aber er hat Glück. Plötzlich schimmern Lichter durch die Bäume, zwischen denen der Nebel sich schon zu verdichten beginnt; er stapft auf das Stückchen Helligkeit zu, und da ist auch schon wieder die Angst, die ihm die Knie schwächt: was sollte die SA oder irgendwelche anderen Nazis daran hindern, sich's gerade an so einem Sonntag hier oben gemütlich zu machen, und welche schöne Krönung eines bierseligen Festes wäre es doch, einen so offensichtlichen Feind des gerade erwachten Deutschland hier noch zu schnappen, bevor er sich über die Grenze davonmachen konnte!

In der großen Gaststube ist es angenehm warm und voller Rauch und Stimmengewirr. Der junge Flieg spürt seine Erschöpfung. Er stolpert. Er möchte sich auf eine Bank sinken lassen, irgendwo abseits, etwas Warmes trinken, eine Suppe essen, ein Brot. Aber er sieht die Blicke, die sich auf ihn richten: Wo kommt der her, um diese Zeit und in diesem Aufzug, und warum? So schiebt er sich vorbei an der Theke, zur Toilette hin, hinter der sich der rückwärtige Ausgang der Gaststube befindet, und hinaus auf den Hof und zu dem kahlen Feld hin, auf dem die Prager Autobusse geparkt stehen, die am Morgen die tschechischen Skifahrer zu ihren Abfahrtshängen gebracht haben und jetzt ihre Passagiere einsammeln zur Heimfahrt.

Er geht auf den ersten besten Bus zu, fragt den Fahrer, ob der ihn mitnehmen kann nach Prag, er würde auch gerne zahlen. Der Mann mustert ihn, dann scheint er sich seinen Reim gemacht zu haben auf die Erscheinung. Brauchst nichts zu zahlen, sagt er. Steig ein.

In diesem Bus, unter den erhitzten, buntbekleideten Sportlern, die in einer ihm unverständlichen Sprache daherreden, fühlt er sich zum ersten Mal seit langer Zeit wieder sicher, und bald schläft er auf dem Klappsitz, den man ihm zugewiesen hat, ein. Als er aufwacht, holt der Bus bereits durch die Straßen von Prag; dann ein mäßig beleuchteter Platz irgendwo in der Nähe des Zentrums, die Skifahrer drängen hinaus, sammeln ihr Zeug zusammen, verschwinden lärmend; auch er steht nun da mit seinem Rucksäckchen und seinen nassen, wunden Füßen, um ihn zum ersten Mal die Fremde, kalt, unwirtlich.

Ob er nicht wisse, wohin, fragt der Fahrer, der seinen Bus in die Garage bringen muß.

Doch, doch, sagt er, aber die Antwort klingt nicht sehr überzeugend. Es gäbe da einen Schriftsteller, Kisch, Egon Erwin, der werde ihm vielleicht weiterhelfen.

Und nun, gleichfalls zum ersten Mal, erfährt der junge Flieg, was es bedeuten kann, ein Schriftsteller zu sein, der im Volk seine Leser hat: Ja, den Kisch, den kennt er, sagt der Fahrer, der wohnt gleich beim Altstädter Ring, in dem Haus mit den Bären über der Tür; wenn Kisch in Prag ist, heißt das, was selten genug der Fall, denn der Mann reist überall herum in der Welt, und schreibt auf, was er sieht und erlebt.

Dann erklärt er, wiederholt und ausführlich, wie man zu dem Haus gelangt, denn in dem Gassengewirr verläuft sich ein Fremder leicht, besonders des Nachts, und entläßt seinen Passagier, der sich, den Instruktionen folgend, auf den Weg macht und das Haus mit den Bären über der Tür in den mittelalterlich engen Sträßchen tatsächlich findet und die Glocke am Tor läutet.

Zunächst geschieht nichts auf das Geschepper hin. Ist ja auch kein Wunder, denkt der junge Flieg, zu solch nachtschlafender Zeit, und

überlegt sich: ein Hotel? In seinem Aufzug? Und wieviel Geld hat er denn, und schon gar keines in der Landeswährung... Aber da schnarrt es, und das Tor öffnet sich, und er tritt ein in den dunklen Hausflur und findet eine Treppe, die zum Obergeschoß führt, zu einer Tür, in der eine kleine alte Frau steht in einem Schürzenkleid, das Haar streng gescheitelt, und ihn mustert, mißtrauisch und abwehrend zunächst und dann, als er ihr auseinanderzusetzen beginnt, Berlin, und Egon Erwin, und die Schriftstellerzusammenkunft, allmählich Güte ausstrahlend: das also, denkt der junge Flieg, ist die Mutter, vor der sämtliche Kisch-Söhne, einschließlich Egon Erwins, sich fürchten und die selbst schon eine Gestalt der Literatur geworden ist; es gibt da die Geschichte, wie Egon Erwin im Jahre 1918, als Soldat, zusammen mit einem Trupp revolutionärer Kameraden das Gebäude der Wiener Neuen Freien Presse besetzt, um die Zeitung zu übernehmen, und in das Büro des Chefredakteurs kommt, der gleichfalls Kisch heißt und sein ältester Bruder ist, und wie dieser sich hinter seinem Schreibtisch erhebt und mit erhobener Finger droht: »Egonek, ich sag's der Mama!«, und wie Egon kehrtmacht und mitsamt seiner Mannschaft abzieht.

Wie dem auch gewesen sein mag, sie holt den Ankömmling in die warme Stube und setzt ihm eine Tasse Tee vor und Brot und ein Stück kaltes Fleisch: der Egonek, erfährt er, ist leider nicht da, ist irgendwohin gefahren, aber Sohn Kaspar ist im Hause, der Dr. Kisch, der Arzt, und wird sich um ihn kümmern. Alsbald ergehen die entsprechenden Befehle, und Dr. Kisch erscheint und hört sich den Bericht des jungen Flieg an und betrachtet ihn prüfend; dann bittet er ihn in eine Art Behandlungsraum und setzt ihn auf einen Stuhl, der auf einer kleinen hölzernen Plattform steht, und zieht ihm die Schuhe und Socken aus und beginnt, mit Skalpell und Wattebausch und irgendwelchen Salben, ihm die wunden Füße zu behandeln. Das Bild ist S. H. geblieben: der bereits ergraute Kopf des Arztes, über seine Füße gebeugt; und die Erinnerung an die Hände, die ihm den Schmerz lindern und ihn spüren lassen, daß er nicht allein ist und nicht verloren.

Nach einer Weile, es ist nach Mitternacht schon, klingelt es; ein Mädchen, etwa zwanzig, doch mit mütterlichem Gehabe, ist ge-

kommen, den Fremdling abzuholen; in der Wohnung ihrer Familie, im Stadtteil Holeschowitz, wird er übernachten und, wenn er will, auch ein paar Tage bleiben können, bis er ein eigenes Quartier gefunden hat; sie und ihre Eltern und Geschwister und ihr Verlobter seien gleichfalls Emigranten wie er, erfährt er, allerdings aus Ungarn, und sie wissen daher, wie es ist, wenn einer plötzlich aus der Heimat fort muß.

Emigrant – natürlich kennt er das Wort; aber nie hat er geglaubt, es eines Tages auf sich beziehen zu müssen; und hier wird es nun auf ihn angewandt; und er mag das Wort nicht, es stempelt den Menschen ab als ein Individuum mit minderen Rechten, der Willkür eines jeden Beamten ausgesetzt, und wo er auch immer sein wird in seinem späteren Leben, als Helmut Flieg oder als S. H., wird er versuchen, den Titel loszuwerden.

Ob es, so fragt er das Mädchen, in Prag ein Nachtpostamt gebe und ob man, auf dem Weg nach Holeschowitz, dort vielleicht vorbeigehen könne; er müsse die Mutter in Deutschland irgendwie benachrichtigen, daß er in Sicherheit sei und wo sie ihn erreichen könne.

Das Hauptpostamt in Prag, um zwei Uhr in der Nacht: die große, düstere Halle mit der langen Reihe von Schaltern, sämtlich geschlossen bis auf einen; die schrägen, tintenbeklecksten Schreibpulte, in einer Rille die Halter mit den verbogenen Stahlfedern und die Glasfäßchen mit der halb vertrockneten Tinte darin; und der junge Flieg, der, seine stille Begleiterin in diskreter Entfernung, eine Postkarte schreibt, des Inhalts, daß er gut angekommen sei und sich einigermaßen wohl befinde, aber dringend Nachricht erwarte, Poste Restante, Prag. Nur der Name des Absenders fehlt – welchen Namen soll er angeben um Gottes willen, der eigene kommt nicht in Frage, der würde Mutter und Bruder nur noch mehr gefährden, und ihn selbst auch, und würde verhängnisvoll sein für den Vater.

Und so schreibt er hin: Stefan Heym.

Wieso gerade diesen Namen, ist er später mehr als einmal gefragt worden, und nie hat er eine rechte Antwort parat gehabt. Gott weiß, was für Assoziationen nach einem solchen Tag in dem müden Hirn

sich formten und durch welche unterbewußte Anklänge die Idee entstand – gewiß ist nur, daß ein Pseudonym gefunden werden mußte, das ihm und seinen Angehörigen Schutz bot, soweit ein falscher Name das tun kann, und daß er die erstbeste, irgendwie akzeptabel klingende Kombination von Vor- und Familienname wählte, die ihm in den Kopf kam.

Derart prosaisch, und aus der Not heraus, wurde S. H. geboren.